Zeitschrift: Schweizerische Kirchenzeitung : Fachzeitschrift für Theologie und Seelsorge

Herausgeber: Deutschschweizerische Ordinarienkonferenz

Band: 179 (2011)

Heft: 51-52

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

51–52/2011 • 22. DEZEMBER • 179. JAHRGANG ISSN 1420-5041 • FACHZEITSCHRIFT UND AMTLICHES ORGAN

Schweizerische Kirchen-Zeitung

BOTSCHAFT VOM HIMMEL

821 WEIHNACHTEN
823 LESEJAHR
827 KETTELERS WEIHNACHTS-BOTSCHAFT
829 KIPA-WOCHE
835 BERICHTE
838 AMTLICHER TEIL

Vor kurzem musste ich einen Computerfachmann um Rat fragen. Ich habe auf meinen verschiedenen Geräten ein neues Programm installiert und kam nicht klar damit. Synchronisieren, extrahieren, importieren, duplizieren, alles ohne Kabel. Gewaltig, was die Kommunikationstechnologie alles vermag! Manchmal bin ich ob all der Möglichkeiten überfordert. Es ist noch nicht lange her, als das schnurlose Telefon ein Hit war. Heute sind wir um vieles weiter: Der Computerfachmach erzählt mir, meine Daten seien irgendwo «im Himmel» wie in einer Wolke. Ich verstehe und verstehe doch nicht. «Deine Messages sind für dich überall und auf jedem Gerät greifbar, du kannst sie an jedem Ort auf Erden ‹vom Himmel herunter› abrufen», versuchte mir der Fachmann die Komplexität des Programmes zu erklären. Kabellos verbunden zwischen Himmel und Erden. Und am Schluss meinte er: «Die Computerwelt ist daran, den Himmel neu zu entdecken.»

Den Himmel neu entdecken!

Diese Feststellung liess mich innehalten. Den Himmel neu entdecken als Ort für unsere Bilder, Töne, Messages und Dokumente. Etwas gewöhnungsbedürftig – denke ich. Himmel und Botschaft. Diese Worte lenken meine Gedanken auf das bevorstehende Weihnachtsfest. An Weihnachten geht es ja ebenfalls um eine Botschaft, die vom Himmel kommt. Freilich ist sie – im wahrsten Sinne des Wortes – von anderer Gestalt. Und während die Kommunikationstechnologie die Wolken und das Universum als den Himmel bezeichnen, glauben wir Christen und Christinnen, dass der Himmel mehr ist als das Blau über dem Horizont.

An Weihnachten feiern wir die Menschwerdung Gottes. Er besucht und erlöst sein Volk. Es ist die unüberbietbare Botschaft vom Himmel herab: Gott wird Mensch durch Jesus Christus. So einfach sich dies anhört, so unbegreiflich bleibt dieses Geschehen. Jesus Christus ist gleichsam die «message» Gottes, die uns auf Erden erreicht. Gott liebt uns so sehr, dass er seinen Sohn als «Botschaft» zu uns Menschen gesandt hat.

Der Gott des Himmels und der Erde hält sich nicht versteckt. Er bleibt nicht unzugänglich in einem Jenseits, in Wolken oder im Himmel, von dem aus er seine Botschaften in die Welt schickt. Er beauftragt auch nicht nur Propheten und Prophetinnen, seine Botschaft zu überbringen. Nein: Gott will die Menschen nicht allein lassen. Er nimmt in Jesus Christus Menschengestalt an, um unter uns zu leben. Die «message» Gottes kommt nicht aus dem Nichts, nimmt Fleisch und Blut an, hat Hände und Füsse, und sie stirbt durch Leid und Schmerz.

I.

Eine Botschaft
vom Himmel
herab gesandt.
Ein Wort
trifft
auf Menschen.
Lassen Menschen
sich treffen
durch ein Wort?

Zwei Gedanken verbinde ich in diesem Jahr besonders mit dem Weihnachtsfest – gewiss sind sie geprägt vom Welt- und Zeitgeschehen im zu-

WEIHNACHTEN

rückliegenden Jahr. Jesus Christus, die Botschaft des Friedens, und Jesus Christus, das kleine Bündel in der Krippe. Mit der Menschwerdung Gottes verbindet sich immer auch die Hoffnung auf Frieden, auf jenen Frieden, den die Engel von Bethlehem verkündet haben. Wie brüchig Friede ist, erfahren wir (fast) täglich neu. Als sich zu Beginn des Jahres die Revolution in den arabischen Ländern Nordafrikas erhob, da hofften viele auf Frieden in geknechteten Ländern. Nachdem lange gesuchte Terroristen- und Guerillachefs liquidiert worden waren, erhoffte man sich in den entsprechenden Ländern eine Befriedung der Situation. Doch wie bei einer Hydra entstehen immer neue Auswüchse, die Frieden verhindern. Die Liquidierung des Schlechten bringt nicht automatisch das Gute hervor. Solange nicht die Herzen der Menschen von Liebe und gerechtem Handeln erfüllt sind, solange wird nicht Friede sein auf Erden. Jesus Christus lehrte seine Jünger friedvollen Umgang, und sein ganzes Leben war ein Dienst am Nächsten. Diese Botschaft ist bei weitem noch nicht in unsere Zeit übernommen. Es gilt, die Botschaft vom Himmel in diesen Weihnachtstagen aufzunehmen und umzusetzen. Werden auch wir neu Mensch! Menschen guten Willens. Geschaffen und beauftragt zum Dienst am Nächsten!

Als Christen in der Nachfolge des menschgewordenen Gottes gibt es kein anderes Tun, als sich der immer schneller drehenden Spirale von Macht und Gewalt entgegenzustellen. Manchmal gäbe auch ich diese «message» gerne an «den Himmel» zurück. Aber die «message» meint mich und jeden Einzelnen und jede Einzelne in der Nachfolge Christi. Es bleibt die alte neue Botschaft, die uns an Weihnachten vom Himmel herab treffen will. Als Christ oder Christin komme ich an dieser Botschaft nicht vorbei und wenn mich Tausende von Lichtlein zu blenden versuchen. Das Wort Gottes, seine Botschaft, trifft mich.

II.

Ein Wort
gesprochen.
Eines nur –
im Lärm
der Zeit.
Ein Menschenkind
zum Heil der Welt.

Jesus Christus, das kleine Bündel in der Krippe. Gott hat sich so klein gemacht, dass er Platz in einem Futtertrog findet. Nur im Glauben ist dies zu begreifen und bleibt letztlich doch ein grosses Geheimnis. Nicht in einem Zentrum der Macht, sondern am Rand der Gesellschaft kommt Gottes Sohn zur Welt. Nichts Besseres als ein Stall wird zum Ort seiner Geburt. Eine Frau auf der Reise ist seine Mutter. Einige Hirten, die in der Nähe ihre Tiere hüten, sind die ersten Gäste. Er macht sich klein, so klein, dass wir Menschen uns zu ihm hinabbeugen müssen.

Dabei kann uns das Bild der Besucher bei der Krippe helfen. Es waren die Hirten, dann die Könige, die das Neugeborene zuerst besuchten. Fragen Sie sich einmal, liebe Leserin, lieber Leser: Wie sind Ihre Krippenfiguren, die Hirten und Könige, gemacht? Viele wohl in knieender Haltung. Diese Figuren und noch mehr Bilder darüber illustrieren dies. Die Hirten und Könige mussten niederknien, um dem Kind in die Augen zu schauen. Es ist richtig, dass Gott sich klein macht, um in unsere Welt zu kommen. Um ihm zu begegnen, müssen auch wir «vom hohen Ross» heruntersteigen. Oft sind wir es, die über ihm zu stehen und im wahrsten Sinne den Himmel zu erobern versuchen. Lieber den Mensch entdecken als den Himmel, der uns ja einst geschenkt sein wird. Wenn wir in unserer Familie oder im Bekanntenkreis ein kleines Kind aufwachsen sehen, freuen wir uns doch immer neu über dessen Fortschritte und lernen das Staunen. Diese Freude und dieses Staunen sollten wir in der Begegnung mit dem Gotteskind in der Krippe uns neu aneignen. Wieder staunen lernen heisst neu glauben lernen. Achtsam sein für das Kleine, dem Menschen Dienliche und von Gott Geschenkte. Ich muss nicht ein Supertyp sein und alles können, um gross zu sein vor Gott. Die Seligpreisungen geben uns dazu die Richtung an.

Die Achtsamkeit für das, was heilig ist, nimmt in der Krippe ihren Anfang. Die Kultur der Mitmenschlichkeit gründet darin, dass Gott selbst Mensch geworden ist und wir uns hinabbeugen in die Krippe und uns ebenso klein machen. Nur so ist ein Kontakt auf gleicher Augenhöhe möglich.

III.

Menschenkind,
Gotteskind,
ewiges Wort
zum Heil der Welt
durch Raum
und Zeit.
Geworden für uns
Himmel und Erde
verbindend.

Weihnachten ist das Fest, an dem Gott Himmel und Erde verbindet. Ich bin überzeugt, dass wir die Weihnachtstage als erfüllende Zeit erfahren, wenn wir diesem Geheimnis auf die Spur kommen. Gott ist da, klein und unscheinbar. Jesus Christus als lebendige Botschaft vom Himmel herab für mich. Nicht aus dem Nichts, sondern aus Gottes grosser Liebe. *Sibylle Hardegger*

Sibylle Hardegger ist seit Mai 2011 in Uppsala (Schweden) am John-Henry-Newman-Institut tätig. Ihr sind zwei Projekte im Bereich «Wallfahrt in Skandinavien» und «Studentenaustausch» anvertraut.

Wir verweisen im Zusammenhang mit dem vorliegenden Weihnachtsartikel auf das Foto auf der letzten Seite der diesjährigen letzten SKZ-Ausgabe dieses Jahres, die «Anbetung der Könige» des schwedischen Malers Albertus Pictor aus dem 15. Jahrhundert.

WEISHEIT AUS DEM NAHEN OSTEN

Erscheinung des Herrn: Mt 2,1–12

Es gibt wenige biblische Texte, die so tief in die Volkskultur des Abendlandes eingegangen sind wie die Erzählung der Weisen aus dem Morgenland. In katholischen Gegenden kommen sie noch heute als Sternsinger in jeden Haushalt, segnen das Haus und bringen über dem Türstock der Eingangstür das charakteristische 20*C+M+B*12 an, wobei das C, M und B nicht für die Namen der Weisen, sondern für den Segen «Christus Mansionem Benedicat» steht. Sie sammeln Geld für Entwicklungsprojekte. Einer der drei kleinen Könige ist jeweils schwarz angemalt und steht für den Afrikaner, alle drei sind sie deutlich «morgenländisch» gekleidet. Sie kommen eben aus dem Nahen Osten. Für viele Menschen ist diese Weltreligion gleichbedeutend mit Unterentwicklung, Gewalt oder Terrorismus. Im Ersten Testament war die Region zwischen Euphrat und Tigris mit den Reichen der Assyrer und Babylonier kulturell sehr hoch entwickelt. Sie war einerseits kulturelle und religiöse Impulsgeberin, andererseits aber immer auch eine Gegend der Bedrohung, hatten doch die Assyrer das Nordreich und die Babylonier das Südreich Juda und den Tempel zerstört.

Wie es in den Schriften geschrieben steht

Die Perikope beginnt mit einem Nebensatz: «Als Jesus geboren wurde in Bethlehem in Judäa, in den Tagen des Herodes, des Königs ...» (Mt 2,1). Tatsache, Ort und Zeit der Geburt Jesu wird darin stichwortartig abgehandelt. Darauf folgt der erste Hauptsatz: «Siehe! Magoi aus dem Osten kamen nach Jerusalem». Diese Magoi bringen die Handlung in Schwung. Ihre Frage ist einfach: «Wo ist der König der Juden, der geboren worden ist? Wir sahen seinen Stern im Osten und wir kamen, uns vor ihm niederzuwerfen.»

Matthäus webt in seiner Erzählung von den drei Magoi aus dem Osten einen dichten Teppich aus ersttestamentlichen und zeitgenössischen Motiven und Zitaten. Da ist zunächst der Verweis auf «den Propheten». Die Auskunft der jüdischen Schriftgelehrten auf die Frage, wo der König Israel geboren werde, lautet: «In Betlehem in Judäa; denn so steht es bei dem Propheten: Du, Betlehem im Gebiet von Juda, bist keineswegs die unbedeutendste unter den führenden Städten von Juda; denn aus dir wird ein Fürst hervorgehen, der Hirt meines Volkes Israel» (Mt 2,5–6). Gemeint ist der Prophet Micha. Mi 5,1.3 ist allerdings sehr frei wiedergegeben. Wörtlich lautet das Zitat im Micha-Buch: «Aber du, Betlehem-Efrata, so klein unter den Gauen Judas, aus dir wird mir einer hervorgehen, der über Israel herrschen soll. Sein Ursprung liegt in ferner Vorzeit, in längst vergangenen Tagen. (...) Er wird auftreten und ihr Hirt sein in der Kraft des Herrn, im hohen Namen Jahwes, seines Gottes. Sie werden in Sicherheit leben; denn nun reicht seine Macht bis an die Grenzen der Erde.» Es verweist auf Bethlehem als Heimatort eines Herrschers, der das Volk Gottes hüten wird. Gemeint ist im Michabuch David und seine Dynastie, das Vorbild jedes Königs in Israel. Es ist auffällig, dass hier nicht von einem König die Rede ist, sondern allgemeiner von einem Herrscher. Herodes wird dagegen als König bezeichnet. Er stammte nicht aus Bethlehem. Seine Familie war in ihren Ursprüngen nicht einmal rein jüdisch. Das machte ihn seitens der Juden angreifbar. Er konnte brutal und gewalttätig sein, war aber in seinen besten Zeiten auch Realpolitiker.

Ein zweites Motiv, das im Hintergrund der Erzählung steht, ist die prophetische Vision, dass am Ende der Zeiten die Völker nach Jerusalem strömen und ihre Reichtümer mit sich bringen würden. Der ersttestamentliche Lesungstext zum Fest der Erscheinung des Herrn drückt diese Vision wunderschön aus: «Völker wandern zu deinem Licht und Könige zu deinem strahlenden Glanz. Blick auf und schau umher: Sie alle versammeln sich und kommen zu dir. Deine Söhne kommen von fern, deine Töchter trägt man auf den Armen herbei. Du wirst es sehen, und du wirst strahlen, dein Herz bebt vor Freude und öffnet sich weit. Denn der Reichtum des Meeres strömt dir zu, die Schätze der Völker kommen zu dir. Zahllose Kamele bedecken dein Land, Dromedare aus Midian und Efa. Alle kommen von Saba, bringen Weihrauch und Gold und verkünden die ruhmreichen Taten des Herrn» (Jes 60,3–6). Statt wie bisher Israel auszuplündern, bringen die Völker ihre Schätze ins Heilige Land. Darunter, wie die Magoi, Weihrauch und Gold. In Stellen wie diesen wird deutlich, dass der Glaube Israels immer offen war auf andere Völker hin.

Im Gespräch mit Matthäus

Ein kleines Detail in der Erzählung von Matthäus lässt mich stutzen. Warum gehen die Magoi überhaupt zu Herodes? Weshalb vertrauen sie nicht voll und ganz ihrem Stern, der sie letzten Endes richtig führen wird? Herodes lässt seine Berater – Hohepriester und Schriftgelehrte des Volks – befragen, wo der «Christos», der Gesalbte, geboren werde (Mt 2,2). Diese ziehen ihre Antwort aus dem Buch des Propheten Micha. Wer aber sind diese seltsamen Magoi, die uns noch heute am Dreikönigstag besuchen? Sie lassen sich von einem Stern leiten. Es wäre daher möglich, diesen griechischen Begriff als «Astrologen» zu übersetzen. In der klassischen griechischen Literatur konnte er auch einen negativen Beigeschmack (Scharlatan) enthalten. Das Wort stammt aus dem Persischen und bezeichnet ursprünglich einen medischen Volksstamm. Eine biblische Spur führt ins Danielbuch, das im zweiten vorchristlichen Jahrhundert seine vorliegende Form erhalten hat. Im zweiten Kapitel des Danielbuches hat der König Nebukadnezzar einen beunruhigenden Traum von einem Standbild, das durch einen Stein zerstört wird. Der König verlangt von seinen Beratern, dass sie ihm den Traum und seine Deutung verraten. Unter diesen Beratern finden sich auch «Magoi». Es ist eine Übersetzung des Wortes *'aššāfîm*, das wiederum ein Terminus Technicus für mesopotamische Ritualspezialisten ist. Diese Magoi sind also mehr als «Wissenschaftler». Sie könnten durchaus priesterliche Funktionen innegehabt haben. In der Welt des Danielbuches können sie gegenüber den Juden am Hof auch feindselig eingestellt sein (Dan 3). Der unmöglichen Aufgabe des Königs sind sie allerdings nicht gewachsen. Nur der jüdische Exulant Daniel ist dazu in der Lage, weil sein Gott ihm sowohl Traum als auch Deutung offenbart (Dan 2,19). Bei Matthäus ändert sich die Rolle und die Beurteilung der Magoi. Ihr Stern – und ihre Wissenschaft – führt sie durchaus auf den richtigen Weg. Und sie regen die jüdischen Schriftgelehrten dazu an, in den Schriften nach einem Hinweis auf den Messias zu suchen. Bei Matthäus braucht es beides, die jüdischen Schriftgelehrten und die Kenntnisse und Forschungen der Magoi, um den neu geborenen Messias zu finden. Deshalb schickt er die Magoi zuerst zu Herodes. Schrift und Stern: Beide führen sie zum Messias Israels und der Welt. Das sollte uns zu denken geben. Noch mehr zu denken geben sollte es uns, dass es Fremde und ausgerechnet die potentiellen Feinde aus dem Osten sind, die «ganz Jerusalem» auf die Geburt des Messias aufmerksam machen.

Hans Rapp

Dr. Hans Rapp ist Leiter des Katholischen Bildungswerkes Vorarlberg im Diözesanhaus in Feldkirch.

STIMME AUS DEM HIMMEL – STIMMEN DER SCHRIFT

Fest Taufe des Herrn: Mk 1,7–11

In der SKZ 46/2011 habe ich über das Potential des Lesejahres geschrieben. Es besteht in drei Kontexten, in die sich jeder Evangelientext stellen lässt: dem des entsprechenden Textes in den anderen Evangelien, dem des Bibelkanons, mit dem er verwoben ist, und dem des gesamten Evangeliums, zu dem er gehört. Erproben wir dieses Potential.

Markus im Gespräch mit den anderen Evangelisten

Mk setzt bei der Taufe Jesu andere Akzente als Mt, Lk und Joh. Zwei Beispiele:

1. Mk benennt genauer als Mt und Lk, von woher Jesus zur Taufe kommt: «aus Nazaret in Galiläa». Das ist wenig verwunderlich. Schliesslich erzählt er die Herkunft Jesu nicht mittels einer Geburtsgeschichte, die an bestimmten Orten spielt wie Mt und Lk. Mk fügt diesen beiden, die miteinander verwoben unsere Weihnachtsgeschichte bilden, eine dritte Anfangsgeschichte hinzu, die die Herkunft Jesu in der Schrift verortet: «Es begann, wie geschrieben steht.» Historisch gesehen, gibt Mk diese Herkunftsgeschichte vor, und Mt und Lk entfalten sie auf ihre Weise erzählerisch. Wie sähe eine «Weihnachtskrippe» nach Mk aus?

2. Jesus macht bei Mk die Gotteserfahrung «als er aus dem Wasser stieg»: unspektakulär und profan; Mt betont die Taufe, Lk erwähnt ein Gebet Jesu. Bei Mk ist es ausdrücklich nur Jesus, der sieht, was ihn mit Gott in Beziehung bringt, und bei Mk wird Jesus auch persönlich angesprochen: «Du bist mein geliebter Sohn»; die Formulierung bei Mt und Lk («das ist…) setzt Zuhörer/innen voraus; bei Joh ist es der Täufer, der sieht und hört und öffentlich bezeugt. Mk ist ganz modern: Gotteserfahrungen finden überall statt, andere können äusserlich das Gleiche erleben, ohne es mit Gott in Beziehung bringen.

«… was in den Schriften geschrieben steht»

Die Stimme aus dem Himmel zitiert aus der Schrift (Mk 1,11). Das Zitat ist ein Gewebe mit Fäden aus Ps 2,7 und Jes 42,1. Ps 2 verweist auf den König aus dem Haus David, den Gott Sohn nennt, Jes auf den erwählten Knecht Gottes, an dem Gott Gefallen hat. Beide Figuren stehen stellvertretend für das Volk Israel. Sie verkörpern es. Jesus erfährt sich also als Teil des Volkes Israel angesprochen. Lk entfaltet das auch erzählerisch: Jesus lässt sich «zusammen mit dem ganzen Volk» taufen (3,21). Der Bezug zu Jes wird durch die AT-Lesung der Leseordnung verstärkt. David kommt über die Lesung aus Jes 55 (Vers 3) wieder ins Spiel. Im Gespräch mit Jes 55 bekräftigt die Taufe Jesu die Beziehung Gottes zu David und damit Gottes Beständigkeit auf ewig. Die Taufperikope vom offenen Himmel, der in Beziehung geht, lässt sich lesen als Midrasch zu Jes 55,9–12.

Im Zitat von Mk 1,11 ist einzig das Wort «geliebt» ein Überschuss über diese Schriftstellen hinaus. Zum Kontext von Ps 2 und Jes passt es allerdings. Explizit vom «geliebten Sohn» ist in Gen 22,2 die Rede. Der geliebte Sohn ist hier Isaak. Die spätere jüdische Tradition hat in der «Bindung Isaaks» die eigenen Erfahrungen in Pogromen und Verfolgungen abgebildet gesehen. Das ist eine Spur zum Kontext des ganzen Markusevangeliums (s. u.).

Der Geist Gottes, der auf Jesus herabkommt, als der aus dem Wasser steigt, verweist auf das Schöpfungslied von Gen 1, wo der Geist Gottes über den Wassern schwebt. Die Erzählung von der Taufe ist eine Schöpfungsgeschichte. Die Gestalt der Taube weist – wie v.a. Silvia Schroer aufgezeigt hat – auf die Weisheitstheologie. Die Taube war zur Zeit Jesu und des Mk ein bereits 2000 Jahre altes Symbol der Liebesgöttin (Ischtar, Astarte, Aphrodite, Venus). In hellenistischer Zeit (z.B. bei Philo von Alexandria) wurde sie mit der Liebesbotschaft der göttlichen Weisheit/Sophia verknüpft. Auch die Weisheit ist mit der Schöpfung verbunden (Spr 8,22–31). Sie verweist aber auch auf den Exodus (Weish 10–11). Auch dazu gleich mehr. In der Figur der Sophia erscheint Gott als Liebende, Einladende und Beschenkende (Weish 6,14–16; 8,3; 9,4; Spr 9,1–5). Die Weisheitstheologie ist Echo auf Erfahrungen Israels in und nach der Exilszeit (u.a. auf die Rolle von Frauen beim Wiederaufbau). Die Weisheit füllt in der Beziehung zu Gott die Lücke, die der Untergang des Königtums und des Tempels hinterliess. Sie wirkt im Haus und auf der Strasse, bringt also – wie Jesus bei der Taufe – Gottesbegegnung in einen alltäglichen, unspektakulären und profanen Kontext. Weisheit steht für Weltoffenheit, für das Zugehen auf Menschen anderer Kulturen – auch ein Zugang zum Markusevangelium als Ganzem.

Mit Markus im Gespräch

Mk reagiert auf die Zerstörung Jerusalems und des Tempels, auf das wieder vor Israel liegende Exil. Die Jesusgestalt in der Tauferzählung weist auf die Tradition der Weisheit hin, die schon einmal dazu beigetragen hat, mit solchen Erfahrungen um- und weiter zu gehen. Die Weisheit zeigt Gott als Kraft, die Israel zum Leben inmitten der Völker einlädt.

Aber ist das der richtige Weg, nachdem Jerusalem gerade im Ansturm der fremden Völker (verkörpert durch die Römische Armee) untergegangen ist? Gilt es nicht vielmehr, dem Gott der Bibel gegen die herrschenden Gross- und Chaosmächte treu zu bleiben? Gen 1 entsteht als Reaktion auf das Exil in Babylon und singt ein Lied davon, dass Gott den Chaosmächten Grenzen setzt. Auch darauf weist Mk hin. Er weiss aber auch, dass dieses Wirken Gottes das geliebte Kind Israel nicht davor bewahrt, gebunden zu werden wie Isaak.

Weltoffenheit oder Abgrenzung? Neugier und Widerspruch? Was hilft zur Klärung des weiteren Weges? Der «geliebte Sohn» aus Mk 1,11 verweist auf die Geschichte von der Verklärung in Mk 9. Die Verklärung ist eine Klärung. Sie macht den Jüngerinnen und Jüngern Jesu klar: «Auf ihn sollt ihr hören.» Das ist Zitat aus Dtn 18,15 und verweist auf Moses. Ein Prophet wie Moses ist dem Volk Israel verheissen. Auf ihn soll es hören. D.h. auf Jesus sollt ihr hören, weil er/wenn er wie Moses ist. Moses verkörpert in der Klärungsgeschichte die Tora (so wie Elija die prophetischen Schriften verkörpert). Für die Jüngerinnen und Jünger Jesu klärt sich also, dass sie, wenn sie auf Jesus hören, auf die Tora hören sollen. Mit Jesus die Tora lesen, das ist Weisung für den angebrochenen Weg im Exil, den Weg mit den Völkern.

In Dtn 18,15f. wird verheissen, dass sich im Hören auf den Propheten wie Moses alles erfüllt, worum das Volk bei der Begegnung mit Gott am Sinai gebeten hatte. Damals wollte das Volk die donnernde Stimme Gottes nicht noch einmal hören und das Feuer Gottes nicht noch einmal sehen. Stattdessen sollte Moses/die Tora zwischen das Volk und Gott treten (in Ex 20,19 wird das erzählerisch ausgestaltet). Keine schlechte Sicherung gegen Führer mit direktem Draht zu Gott. Aber zugleich Ausdruck der bleibenden Sehnsucht nach persönlicher Gottesbegegnung. Jesus, mit Israel verbunden, begegnet am Jordan Gott ganz persönlich (er hört die Stimme und sieht den Geist, der in Apg 2 ja als Feuer erscheint). Und es klärt sich – spätestens auf dem Berg, der auf den Sinai verweist – dass dieser Jesus mit Mose/der Tora und der ganzen Schrift im Gespräch ist.

Peter Zürn

Peter Zürn, Theologe und Familienmann, ist Fachmitarbeiter der Bibelpastoralen Arbeitsstelle des Schweizerischen Katholischen Bibelwerks in Zürich.

SUCHEN ... FINDEN ... BLEIBEN

2. Sonntag im Jahreskreis: Joh 1,35–42

Zu Beginn des Jahreskreises wird in unseren Kirchen jeweils aus dem Anfang des Johannesevangeliums gelesen. Im Lesejahr B trifft es die «Jüngerberufungen» Jesu, die in diesem Evangelium sehr speziell sind:

«... was in den Schriften geschrieben steht»

Johannes der Täufer hatte Jünger. Das überliefern übereinstimmend sämtliche Evangelien. Und historisch gesehen gehörte auch Jesus von Nazaret anfangs zu ihnen. Dass er sich selbst der Johannestaufe unterzog, spricht dafür ebenso wie die Tatsache, dass er später als Rabbi die Institution der Jüngerschaft weiterführen wird.

Interessanterweise gibt es im gesamten Alten Testament keinen einzigen Beleg für solche «Jüngerschaft». Der Begriff (gr. *mathetes*; hebr. *talmid*) kommt dort schlicht nicht vor, während im Neuen Testament neben den Johannes- und Jesusjüngern auch Pharisäerjünger genannt werden (Mk 2,18 u. ö.). Am ehesten darf man für das Alte Testament noch an die «Prophetenjünger» von Elija und Elischa denken. Diese werden allerdings nie «Jünger» genannt, sondern «Prophetensöhne». Und erst Flavius Josephus wird Elischa – etwa zeitgleich mit dem Johannesevangelium – als «Jünger» des Elija bezeichnen (Ant. 8,354).

Es ist immerhin davon auszugehen, dass sich nicht nur Johannes der Täufer in der Tradition Elijas und Elischas verstanden hat, sondern auch Jesus. Die Evangelien lassen dies auf Schritt und Tritt durchscheinen. Allerdings geht es hier nicht mehr um eine «Prophetenschule» des 9. Jahrhunderts v. Chr., sondern längst um die hellenisierte Version «elijanischer Nachfolge», die auch Elemente der griechischen Philosophie aufgenommen hat (so jedenfalls Bernhard Lang).

Der elijanische Prophet Johannes der Täufer, der im Übrigen im Johannesevangelium beide Bezeichnungen für sich ablehnt (Joh 1,19ff.), wird auf Jesus aufmerksam. Er schaut genau hin (griechisch verstärkt: *em-blepein*): «Er richtete den Blick auf den umherwandelnden Jesus» (Joh 1,35). Jesus «wandelt umher» (griechisch: *peripatein*) wie Gott im Paradiesgarten (Gen 3,8)? Oder wie die griechischen Peripatetiker in ihren Wandelhallen? Oder geht er doch eher seinen Weg der Tora, also das, was die Juden *Halacha* nennen?

Doch was bringt zwei der Johannesjünger nun dazu, ihm auf diesem Weg zu folgen? Es ist kein Ruf Jesu, sondern ein Wort des Täufers: «Seht, das Lamm Gottes!» (1,36). Er sagt das nicht zum ersten Mal. In ausführlicherer Art und Weise hat er bereits am Vortag so von Jesus gesprochen «Seht, das Lamm Gottes, das die Sünde der Welt hinwegnimmt» (1,29).

Diese symbolische Rede vom «Lamm», das die Sünde der Welt hinwegnimmt, spielt auf den Gottesknecht des Jesajabuches an: «Wie ein Lamm, das man zum Schlachten führt, und wie ein Schaf angesichts seiner Scherer, so tat auch er seinen Mund nicht auf. (...) er trug die Sünden von vielen und trat für die Schuldigen ein» (Jes 53,7.12). Das lässt für die Jünger des Gottesknechtes nichts Gutes erwarten. Trotzdem folgen zwei von den Johannesjüngern Jesus. Und dieser, als er «sah, dass sie ihm folgten», «wandte sich um» (Joh 1,37f.).

Hinter diesem «Umwenden» (gr. *strephein*) verbirgt sich mehr, als man auf den ersten Blick vermuten würde. Es geht um ein «Umkehren» (hebr. *schub*), wie es auch von Gott im Alten Testament immer wieder beschrieben wird (z. B. Hos 11,8f.). Die «Umkehr Gottes» ermöglicht die Umkehr Israels. Und das Fragen Jesu «Was *sucht* ihr?» (nicht: Was wollt ihr?) ermöglicht den beiden Jüngern von dem zu sprechen, was sie zuinnerst umtreibt.

Wir begegnen hier dem ersten Jesuswort im Johannesevangelium. «Was sucht ihr?», fragt Jesus die beiden Johannesjünger und damit alle Leserinnen und Leser des Johannesevangeliums. «Wo ist deine *Bleibe*?» (nicht: Wo wohnst du?), ist die Antwort der Johannesjünger. Sie sind auf der Suche nach einem Ort, an dem sie «bleiben» können, der ihre Unruhe stillt. Und sie vermuten offensichtlich, dass Jesus diese «Bleibe» schon gefunden hat. Für Israel ist dieser «Ort» Gott selbst: «Du wirst ihn finden, wenn du dich mit ganzem Herzen und mit ganzer Seele um ihn bemühst» (Dtn 4,29). Jesus lädt sie ein zu finden: «Kommt und seht!» Und was sie finden, reicht ihnen, um zu «bleiben», zumindest für «jenen Tag» (Joh 1,39).

Mit Johannes im Gespräch

«Bleiben» ist ein Schlüsselwort des Johannesevangeliums und fällt an dieser Stelle noch gar nicht so sehr auf. Aber im weiteren Verlauf des Evangeliums wird es seine Bedeutung immer mehr entfalten (vgl. 6,56; 8,31; 15,4ff.; 21,22). «Jünger» ist nur, wer «bleibt». Die beiden Johannesjünger, von denen nur einer («Andreas, der Bruder des Simon Petrus»; 1,40) namentlich vorgestellt wird, dürfen nun «bleiben» und müssen nicht mehr «suchen». Aber sie «finden» von nun an andere, wie vorher Jesus sie selber «gefunden» hat. Andreas «findet (nicht: trifft) seinen Bruder Simon und sagt zu ihm: Wir haben den Messias gefunden.» Und «er führt ihn zu Jesus» (1,41f.). Auch Simon braucht nun nicht mehr zu suchen. Sein Bruder hat bereits vorgespurt und für ihn gefunden: den Messias.

Jesus blickt Simon sehr genau an (wieder: *emblepein*) und sagt: «Du sollst Kephas heissen. Kephas bedeutet: Fels» (1,42). Auch wenn Simon nicht der erstberufene Jünger ist, so ist er im Johannesevangelium trotzdem der erstgenannte, indem sein Bruder über ihn definiert wird (1,40). Er, Simon, und der ungenannte zweite Jünger, wahrscheinlich der «Lieblingsjünger», werden im Evangelium immer wieder in Konkurrenz zueinander treten. Der «Ehrenvorsitz» des Petrus bleibt gewahrt. Die Sympathien des Autors liegen aber beim «Lieblingsjünger».

Es gibt also offensichtlich sehr verschiedene Arten des Jüngerwerdens, des Jüngerseins und auch des Bleibens. Jesus sieht in Simon den «Felsen», der er nach Ausweis des Johannesevangeliums sicher nicht war. Die johanneische Passionsgeschichte schildert ihn geradezu als Gegenpol zum Täufer. Während Johannes «bekannte und nicht leugnete» (1,20), bekennt sich Petrus gerade nicht zu Jesus, sondern verleugnet ihn dreimal (18,15ff.). Aber er ist bei Jesus «geblieben». Und er wird zum «Felsen» werden, wie die spätere Geschichte weisen wird! Die Antwort des Petrus auf Jesu dreimalige Frage «Liebst du mich?» (21,15–17) hebt die dreimalige Verleugnung auf.

«Suchen» und «finden» – so schildert das Johannesevangelium menschliche Existenz. Doch dahinter steht keine Automatik, wie bereits der Prophet Amos befürchtet hat: «Seht, es kommen Tage – Spruch Gottes, des Herrn –, da schicke ich den Hunger ins Land, nicht den Hunger nach Brot, nicht Durst nach Wasser, sondern nach einem Wort des Herrn. Dann wanken die Menschen von Meer zu Meer, sie ziehen von Norden nach Osten, um das Wort des Herrn zu suchen; doch sie finden es nicht» (Amos 8,11f.).

Dieter Bauer

Literaturtipps:

Bernhard Lang: Jesus der Hund. Leben und Lehre eines jüdischen Kynikers. München 2010.

Ton Veerkamp: Der Abschied des Messias. Eine Auslegung des Johannesevangeliums, I. Teil: Johannes 1,1–10,21, in: Texte und Kontexte 29 (1–3/2006), 1–160.

Dieter Bauer ist Zentralsekretär des Schweizerischen Katholischen Bibelwerks und Leiter der Bibelpastoralen Arbeitsstelle in Zürich.

DIE RECHTE ZEIT FÜR DIE FROHE BOTSCHAFT

3. Sonntag im Jahreskreis: Mk 1,14–20

Das Jahr hat die ersten Schritte schon hinter sich, so wie das Markusevangelium auch schon die ersten Schritte mit Johannes dem Täufer, der Taufe Jesu und seiner anschliessenden Zeit in der Wüste hinter sich hat, bis es zum heutigen Text kommt, der das Thema für den Rest des Jahres und des Markustextes eröffnet.

«… was in den Schriften geschrieben steht»

«Nachdem Johannes der Täufer ins Gefängnis geworfen war» (Mk 1,14) ist weniger eine konkrete geschichtliche Zeitangabe, sondern ein Programm: Das heilsgeschichtliche Schema braucht für Jesus diesen Vorläufer; das Leiden des Johannes durch die Gefängnisstrafe weist zurück auf die leidenden Propheten, die Verachtung (Gottesknecht z. B. Jes 53) und auch Gefängnisstrafen (Jeremia selbst in z. B. Jer 39,15); es weist gleichzeitig voraus auf das Schicksal von Jesus selbst.

«Ging Jesus wieder nach Galiläa» (Mk 1,14). Dem Itinerar der Anfangsverse folgend, verlässt also Jesus wieder die Gegend des südlichen Jordanlaufs und begibt sich in seine Heimat Galiläa. Die Bedeutung von Galiläa ist aber weit mehr als nur ein «nochmals nach Hause» von Jesus bei seiner Wanderschaft. Der Gesamtweg des Evangeliums hat diese Struktur von Galiläa nach Jerusalem. Das Evangelium von Jesus Messias musste um das Jahr 70 und danach so und nicht anders erzählt werden. «Der Leidensweg des Rabbi von Nazareth und der Leidensweg des jüdischen Volkes im Krieg, der in Galiläa begann und in Jerusalem endete, erklären sich so gegenseitig. Für die Judäer, die in diesem Mann aus Nazareth den Messias erblickten, war Jesus Stellvertreter Israels – und so, nur so – Stellvertreter der Menschheit. Sein Ende ist das Ende Israels, seine Zukunft ist die Zukunft Israels, sein Anfang in Galiläa ist der Anfang Israels – und so, nur so, Ende, Zukunft und Anfang aller Kinder Adams. Der Weg ist die Struktur. Der Weg des Nazareners, der Weg des jüdischen Volkes» (Ton Veerkamp: Römer, Christen und Dämonen, in: Texte und Kontexte 13, 1982, S. 6). Der Weg geht hin zur Katastrophe des Kreuzes als einen grossen Leidensweg der Passion, von der Markus erstmals zu reden beginnt. Die Logienquelle vor Markus kennt kein Leiden Jesu. Der Weg führt nach Jerusalem, im Jahre 70 ein Unort, vergleichbar mit Hiroshima am 7. August 1945. Was hier noch geschehen kann, ist utopisches, ortloses Geschehen jenseits der Realität, von vorneherein ein Irrealis.

Jesus verkündet jetzt das «Evangelium Gottes» (Mk 1,14). Nicht mehr das «Evangelium Jesu Christi» (Mk 1,1), denn den Weg Jesu nach Jerusalem kann man jetzt im Jahr 70 in Parallele zum Kriegsverlauf nicht als frohe Botschaft erzählen, sondern es wird von Gott her verstanden, Jesus ist nur der Bote – und wie alle Boten (Propheten) Gottes dem Schicksal des Gottesknechts ausgeliefert –, wie ihn Jesaja beschreibt: «Wie willkommen sind auf den Bergen die Schritte des Freudenboten, der Frieden ankündigt, der eine frohe Botschaft bringt und Rettung verheisst, der zu Zion sagt: Dein Gott ist König» (Jes 52,7). Der Targum ändert den Schluss leicht ab: «Die Königsherrschaft deines Gottes ist offenbar geworden.» Das gibt das Thema für die Rede Jesu vor.

«Die Zeit ist erfüllt» (Mk 1,15). Die Rede ist hier nicht von *chronos*, der vergehenden zerrinnenden Zeit, sondern vom *kairos*, der rechten und geeigneten Zeit. Es ist eine prophetisch-apokalyptische Sprache, die weiss, dass Gott die Zeiten festlegt: «Da wurde den Heiligen des Höchsten Recht verschafft und es kam die Zeit, in der die Heiligen das Königtum erhielten» (Dan 7,22). «Die Zeit kommt; der Tag ist nahe» (Ez 7,12). Es ist die Zeitenwende, der Anbruch der Endzeit, der mit dem richtigen Kairos kommt. Es ist diese Hoffnung, entgegen aller Zerstörung, die jetzt nur der verkünden kann, der selbst am eigenen Leib das Bibliodrama des Untergangs des Volkes gespielt hat.

Er verkündet das «Reich Gottes» (Mk 1,15) die *basileia tot theou* – der zentrale Begriff seiner Verkündigung, der in der Theologiegeschichte die grösste Wirkung hatte. Wie sollte das übersetzt werden? Die Übersetzung «Herrschaft Gottes» entspricht zwar den Belegen des Ersten Testaments, wo Gott als Herr dargestellt wird. Sie entspricht der leider den hebräischen Text verfälschenden griechischen und deutschen Übersetzungstradition, den liebevollen Gottesnamen Ich-bin-da knapp 6000 Mal als Herr wiederzugeben und somit den Eindruck zu erwecken, es ginge in der Bibel um das Herrsein Gottes. Jesu sonstiges Reden entspricht nicht diesem Gedanken, und Herrschaft Gottes hiesse griechisch auch *theokratia*.

«Königreich Gottes» knüpft an das Königssein Gottes im Ersten Testament an. Explizit ist aber die hebräische Wurzel *MLK* nur 50 Mal in Zusammenhang mit Gott genannt. Verwendet man trotzdem den Begriff «Königreich Gottes», ist aber die ganze Kritik des Ersten Testaments an den irdischen Königen mitzuhören, und Gott als König kann dann nur der ganz andere König sein.

Die Übersetzung «Reich Gottes» betont die geschichtliche Präsenz des göttlich Gewirkten. Es verbreitet sich hier auf der Erde wie das Reich einer Grossmacht. Reich Gottes ist ein utopischer Begriff, aber nicht im Sinne einer Jenseitsvertröstung (was leider, gefördert durch das matthäische *basileia ton ouranon*, Himmelreich, von vielen so falsch verstanden wird). Es ist eine Utopie, die den Unort Jerusalem im Jahr 70 ersetzen kann.

Moderne Übersetzungen sprechen von «Gottes gerechter Welt», treffen mit dieser wenig markanten Begrifflichkeit aber den Inhalt und das Wesen der Botschaft vom Reich Gottes sehr gut: Es ist im Hier und Jetzt, es ist so «nahe» (Mk 1,15), dass es jetzt schon beginnt. Das Reich Gottes ist angekommen und wird sich von jetzt ab durchsetzen.

Die Reaktion auf diese Botschaft soll die Umkehr sein. Im griechischen Sprachgebrauch ist *metanoia* zunächst einfach «seine Meinung ändern» mit negativer Konnotation. Biblisch heisst es, seinen Weg ändern, in eine andere Richtung gehen und wäre dann – verspätet – ein Ruf an die Kriegführenden im jüdischen Krieg, diesen Weg nicht zu gehen.

An das Evangelium glauben (Mk 1,15) hat bei Markus die Nuance, dem Evangelium zu vertrauen, dem «Freudenbote» Jesus dieses Vertrauen zu schenken. Die Annahme oder Ablehnung des Evangeliums gehört zur Konzeption des markinischen Werks.

Mit Markus im Gespräch

Markus stellt den Leidensweg Jesu und des jüdischen Volks zu seiner Zeit und seine Freudenbotschaft des Evangeliums nebeneinander. Es wird nicht versucht, theologisch zu vermitteln. Dadurch ist es so ehrlich, in seiner enormen Spannung auf eine gewisse Art menschlich. Die Reaktion auf diese Evangeliums-Kurzformel (Mk 1,15) ist das Nachfolgen. Ohne Diskussion und ohne Zögern, ohne Wissen, worauf sie sich wirklich einlassen und was das Ziel ist, gehen sie den Weg nach, erspielen am eigenen Leib diese Rolle des biblischen Dramas – anders lässt sich Christsein nicht leben.

Winfried Bader

Dr. Winfried Bader ist Alttestamentler, war Lektor bei der Deutschen Bibelgesellschaft und Programmleiter beim Verlag Katholisches Bibelwerk in Stuttgart und arbeitet nun als Pastoralassistent in Sursee.

SKZ 51–52/2011

KATHOLISCHE SOZIALLEHRE ALS WEIHNACHTSBOTSCHAFT

GELEBTE SOZIALLEHRE

Zum 200. Geburtstag von Bischof Wilhelm Emmanuel von Ketteler

Am Weihnachtstag 1811 wurde der westfälischen Adelsfamilie des Freiherrn von Ketteler-Harkotten in Münster ein Sohn geboren, das sechste von neun Kindern. Als man dem Vornamen Wilhelm den Namen Emmanuel beifügte, dachten die Eltern sicher an die grosse Verheissung des Advents: «Seht, die Jungfrau wird ein Kind empfangen, einen Sohn wird sie gebären, und man wird ihm den Namen Immanuel geben, das heisst übersetzt: Gott ist mit uns» (Mt 1,23; vgl. Jes 1,14). Er sollte ein Immanuel, ein Wegbereiter der Botschaft des Evangeliums in den neuen sozialen Herausforderungen der Zeit werden; so würdigt ihn Papst Benedikt XVI. in seiner ersten Enzyklika «Deus Caritas est» (Nr. 27).

Im Jesuiten-Internat in Brig

Zunächst deutete nicht viel auf eine solche Berufung hin. Wilhelm Emmanuel war ein lebhafter, nicht leicht zu erziehender Junge. So schickten ihn seine Eltern für vier Jahre (1824–1828) in das von vielen katholischen Adelsfamilien geschätzte Jesuiten-Internat in Brig. Im heutigen Kollegium Spiritus Sanctus Brig ist die Ketteler-Tradition lebendig geblieben: Ein «Ketteler-Preis» wird für die beste philosophische Abschlussarbeit verliehen. Am 25. Januar 2012 plant das Kollegium eine Vortragsveranstaltung zu Ketteler, die ein grösseres Kolloquium im Rahmen der Feierlichkeiten zum 350-jährigen Bestehen des Kollegs vorbereitet.

Nach dem Abitur studierte Ketteler Rechts- und Staatswissenschaften in Göttingen, Heidelberg, München und Berlin. Auch als Student blieb er ein Draufgänger und verlor in einem Ehrenhandel innerhalb seiner Studentenverbindung im Duell seine Nasenspitze. Nach dem Staatsexamen und dem einjährigen Militärdienst beim 11. Husaren-Regiment in Münster trat er als Verwaltungsbeamter in den preussischen Staatsdienst ein, wo ihn eine glänzende Karriere erwartete. Ketteler wurde aber auch in die konfessionellen Spannungen einbezogen, die entstanden, seit durch den Wiener Kongress 1815 überwiegend katholische Territorien wie Westfalen und das Rheinland zu preussischen Provinzen geworden waren. Im «Kölner Kirchenstreit» kam die politische Seite dieser Debatten zum Vorschein: Die preussische Regierung hatte festgelegt, dass bei konfessionell gemischten Ehen die Kinder in der Religion des Vaters erzogen werden sollten. Der Kölner Erzbischof Clemens August Droste zu Vischering weigerte sich, die Kompromissvereinbarungen seines Vorgängers zu übernehmen, und bestand auf der Durchführung des Kirchenrechts, dass ein Versprechen der katholischen Kindererziehung verlangte. Da in Preussen keine Zivilehe möglich war, war diese Frage von erheblicher gesellschaftlicher Brisanz. Der Erzbischof wurde 1837 für über ein Jahr auf der Festung Minden gefangen gesetzt, und der katholische Volksteil im preussischen Staat sah sich in einem Loyalitätskonflikt zwischen Staat und Kirche. Die Religionsfreiheit und das Selbstverwaltungsrecht der Kirche standen auf dem Spiel. Nicht zufällig gilt das «Kölner Ereignis» als Vorspiel für den Kulturkampf, in dem Ketteler sich später energisch engagieren sollte.

Abbruch einer glänzenden weltlichen Karriere

Der junge Beamte Ketteler zog einschneidende Konsequenzen: Er bat sofort um Beurlaubung aus dem Staatsdienst, aus dem er im Mai 1838 endgültig ausschied. Die Alternative stand ihm unmittelbar vor Augen, ohne dass er die Kraft zur Entscheidung fand: «Da ich einem Staate, der die Aufopferung meines Gewissens fordert, nicht dienen will, so bin ich eigentlich auf den geistlichen Stand durch den Fingerzeig aller Umstände hingewiesen, und doch kann ich den erforderlichen Entschluss nicht fassen und bin noch unendlich weit davon entfernt. Um mich zum geistlichen Stand würdig umzugestalten, wären grössere Wunder erforderlich als Tote auferwecken.»[1] Das Wunder geschah, als Ketteler im Zentrum der damaligen kirchlichen Erneuerungsbewegung in München Zugang zu den Kreisen um Joseph Görres und Clemens Brentano fand. «Ich finde, man könnte Lust bekommen, Geistlich zu werden, um in diese kirchlichen Zerwürfnisse lebendiger mit einzugreifen – gewiss weder ein kirchliches noch sonst schönes Motiv …», schrieb er an seinen Bruder Wilderich.[2] Schliesslich legte er die Entscheidung in die Hände des Bischofs von Eichstätt, Karl August Graf von Reisach, den er in München kennen und bewundern gelernt hatte, der ihn sofort als einen Priesteramtskandidaten behandelte und beriet. Von 1841 bis 1843 studierte Ketteler Theologie in Eichstätt und München, wo Ignaz Döllinger zu seinen Lehrern zählte, und wurde am 1. Juni 1844 zum Priester geweiht.

Seine soziale Lehrzeit machte Ketteler als «dritter Kaplan» in der Pfarrei Beckum, wo er die Errichtung eines Krankenhauses unter der Leitung der Barmherzigen Schwestern anregte. Als er 1847 zum Pfarrer in der westfälischen Gemeinde Hopsten

Prof. Dr. Barbara Hallensleben ist Ordentliche Professorin für Dogmatik an der Theologischen Fakultät der Universität Freiburg und Mitglied im Direktorium des Instituts für Ökumenische Studien.

[1] Wilhelm Emmanuel von Ketteler: Sämtliche Werke und Briefe. Hrsg. von Erwin Iserloh. Mainz 1977–2001; im Folgenden zit. als «SWB», hier: SWB II/1, 12.

[2] Zit. nach: Erwin Iserloh / Christoph Stoll: Bischof Ketteler in seinen Schriften. Mainz 1977, 16; im Folgenden zitiert als «Iserloh/Stoll».

GELEBTE SOZIALLEHRE

ernannt wurde, war sein höchster Wunsch, «Bauernpastor» zu werden, erfüllt: «Mit der Stellung, die mir Gott jetzt überwiesen, habe ich das Höchste erreicht, was ich mir auf Erden erdenken konnte.»[3] Durch eine Agrar- und Hungerkrise, gefolgt von einer Typhusepidemie im Winter 1846/1847, war Ketteler als Seelsorger in unerwarteter Weise in Anspruch genommen und bemerkt: «Da macht mir denn jetzt der Leib der mir Anvertrauten noch mehr zu schaffen wie die Seele, und es ist eine recht bittere Erfahrung, dabei so wenig helfen zu können.»[4] Von Anfang an organisierte Ketteler Hilfe in Form von Vereinen und Bruderschaften und nahm seine adelige Verwandtschaft in Pflicht, um die schlimmste Not zu lindern.

Abgeordneter in der Frankfurter Paulskirche

Die politischen Verhältnisse brachten eine Wende in Kettelers Leben. 1848 brachen in ganz Europa bürgerlich-revolutionäre Unruhen aus, die nach der nationalen Einheit des in viele Teilstaaten zersplitterten Deutschland riefen und die entsprechenden Freiheits- und Mitwirkungsrechte einforderten. Auf Drängen seiner Umgebung liess der Bauernpastor von Hopsten sich zum Abgeordneten der Deutschen Nationalversammlung wählen, die ab Mai 1848 in der Frankfurter Paulskirche tagte. Zunächst wollte er sich in der äussersten Linken engagieren, schreckte aber bald vor dem politischen Radikalismus und der Kirchenfeindlichkeit dieser Kreise zurück und schloss sich als fraktionsloser Abgeordneter dem «Katholischen Club» an. Seine einzige Rede, mit der man ihn zu Wort kommen liess, bezieht sich auf die Schulfrage und ist programmatisch für sein gesamtes späteres Wirken, der von einem entschieden freiheitlichen Geist getragen war: «Meine Herren! Ich bitte Sie, bauen Sie in Deutschland ein Haus, worin wir alle wohnen können. Suchen Sie doch nicht hier Ihre Lieblingssysteme geltend zu machen und die Reichsverfassung dazu zu benutzen, um sie auszuführen. Überlassen Sie das der Freiheit und der inneren Kraft, die in jeder einzelnen Konfession, in jedem einzelnen Systeme liegt. Bekämpfen Sie diese mit allen Mitteln, die Ihnen die Freiheit gewährt; aber suchen Sie dazu nicht die Reichsverfassung zu benutzen (…). Ich will, dass dem Ungläubigen gestattet sei, seine Kinder im Unglauben zu erziehen; es muss aber auch dem strengsten Katholiken gestattet sein, seine Kinder katholisch zu erziehen.»[5]

Durch seine Ansprache zum Begräbnis von zwei ermordeten Abgeordneten der Paulskirche, durch die Rede beim ersten deutschen Katholikentag sowie durch seine sechs Adventspredigten im Mainzer Dom wurde Ketteler im Jahr 1848 rasch bekannt. In demselben Jahr war das «Kommunistische Manifest» von Karl Marx und Friedrich Engels erschienen, das jedoch zunächst ohne Wirkung blieb, während nicht zuletzt durch den ersten Katholikentag und seinen Präsidenten, Prof. Franz Josef Buss (1803–1978), eine regelrechte katholische Sozialbewegung angeregt wurde. Buss hatte bereits 1837 eine staatliche Sozialgesetzgebung gefordert. Im Gegensatz zu manchen Frühsozialisten, zu französischen Katholiken wie Lamennais und Villeneuve und zu deutschen Sozialromantikern verfielen engagierte Katholiken wie Buss und Ketteler nicht in eine einseitig pessimistische Sicht der Industrialisierung, in der nicht so sehr die Ursache des Arbeiterelends als vielmehr die Möglichkeit zu dessen Überwindung gesehen wurde. Die Nachteile der industriellen Entwicklung, wie sie in England bereits zu beobachten waren, galt es jedoch zu vermeiden.

Ketteler stellte entschieden die soziale Frage als die «wichtigste Frage der Gegenwart»[6] in den Mittelpunkt und verknüpfte sie mit der Freiheitsfrage: Die Freiheit «kann zwar Schreckliches bringen; aber sie bringt auch die höchsten Güter der Menschheit (…). Die Religion kann sich nur freuen über die Freiheit, denn dann wird sie sich in ihrer ganzen Kraft und Wahrheit entfalten und der Irrtum wird zusammenfallen, sobald man ihm das Gängelband der weltlichen Gewalt entzieht. Aber wie die Religion der Freiheit bedarf, so bedarf auch die Freiheit der Religion.»[7]

Die soziale Frage

«Die schwerste Frage, die bei allen gesetzlichen Bestimmungen, bei allen Staatsformen noch nicht gelöst ist, das ist die soziale Frage. Ich kann es mit aller Wahrheit aussprechen: Die Schwierigkeit, die Grösse, die Dringlichkeit dieser Aufgabe erfüllt mich mit der grössten Freude; nicht die Not freut mich, die ich in Wahrheit in tiefstem Herzen mitfühle, nicht das Elend meiner Brüder – nein, sondern dass es jetzt sich zeigen wird und zeigen muss, welche Kirche die Kraft der göttlichen Wahrheit in sich trage. Es wird sich zeigen, dass der katholischen Kirche die endliche Lösung der sozialen Frage vorbehalten ist; denn der Staat, mag er Bestimmungen treffen, welche er will, hat dazu nicht die Kraft. Einen ähnlichen Gedanken hat ein würdiger protestantischer Geistlicher in der Paulskirche ausgesprochen. Der Kampf zwischen protestantischen und katholischem Glauben auf dem Gebiete des Dogma werde fortan ruhen; dagegen der Kampf entstehen auf dem Gebiete der sozialen Fragen.»[8]

Ketteler brauchte – wie seine Zeitgenossen – einen längeren Weg des Lernens, um von der richtigen Wahrnehmung der Schlüsselstellung der sozialen Frage zu einer angemessenen christlichen Antwort zu gelangen. Sah er die Lösung zunächst in der Änderung der Gesinnung durch christliche Nächstenliebe, so plädierte er im Laufe der Jahre mehr und mehr für eine Sozialreform, die zunächst vom freien Kräftespiel der Gesellschaft, nicht zuletzt von der Kirche, getragen sein sollte. Schliesslich erkannte er die Notwendigkeit einer Sozialpolitik, die den direkten Einsatz staatlicher Mittel erfordert.

[3] Brief vom 13. November 1846 (Iserloh/Stoll 20).
[4] SWB II/1, 255.
[5] Iserloh/Stoll 26; 24.
[6] SWB I/1, 5.
[7] Iserloh/Stoll, 29 f.
[8] Iserloh/Stoll, 30.

Das Wichtigste über Religion Kirchen und Gesellschaft
20.12.11 / Nr. 51
kipa WOCHE
Katholische Internationale Presseagentur

Gottvertrauen oder Kreissaal

Wie Maria damals gebar und Frauen heute Kinder zur Welt bringen

Von Andreas C. Müller

Zürich. – Die Weihnachtsgeschichte ist nicht zuletzt eine Geburtsgeschichte. Genau genommen die Geschichte einer natürlichen Geburt. Was damals derart selbstverständlich war, dass es keiner genaueren Ausführungen bedurfte, erscheint heute in einem ganz anderen Licht. Immerhin kommt in der Schweiz nahezu jedes dritte Kind per Kaiserschnitt zur Welt.

Soll unser Kind daheim oder im Geburtshaus zur Welt kommen? Oder doch lieber im Spital? Soll es überhaupt eine Spontangeburt sein? Fragen, mit denen sich Maria und Josef seinerzeit bestimmt nicht herumschlagen mussten. Eine Geburt ergab sich, als Frau hatte man sich darin zu schicken und zu hoffen, dass alles gut ging.

"Sie gebar ihren erstgeborenen Sohn, wickelte ihn in Windeln und legte ihn in eine Krippe, weil in der Herberge kein Raum für sie war." So knapp äussert sich der Evangelist Lukas zur Geburt Jesu, die wir an Weihnachten feiern. Dabei verliert Lukas noch am meisten Worte. Bei Matthäus wird Jesu Geburt in einem kurzen Nebensatz abgehandelt. Und Markus wie auch Johannes setzen mit ihrem Bericht erst am Jordan ein, wo Jesus sich als erwachsener Mann taufen lässt. Über die eigentliche Geburt, jenes intensive und einschneidende Ereignis im Leben einer Frau, wird nichts erzählt.

Schade, zumal uns Maria als Gebärende wichtige Anhaltspunkte für jenen Entscheidungsprozess liefern könnte, dem sich alle schwangeren Frauen heute bei uns stellen müssen. Im Gegensatz zu Maria haben Frauen bei uns in der Schweiz heute die Wahl. Sie können sich im Normalfall bewusst entscheiden, wo und wie sie ihr Kind zur Welt bringen möchten.

Nicht bloss daneben und beten

"Heutzutage möchte man alles beeinflussen, unter Kontrolle behalten", bedauert Susanna Diemling, die seit 25 Jahren als freischaffende Hebamme im Raum Aarau arbeitet. "Dem Natürlichen seinen Lauf lassen, es aufmerksam begleiten und unterstützen, damit tun wir uns schwer." Es gibt klar definierte Zeiträume rund um Schwangerschaft und Geburt. Das gilt beispielsweise für den Zeitpunkt, ab welchem man ein ungeborenes Kind als "übertragen" bezeichnet, aber auch für die verschiedenen Phasen einer Geburt und deren Dauer. "Es ist nun nicht so, dass ich bei einer Geburt

Die Hebamme Susanna Diemling mit einem Neugeborenen

Editorial

Hören oder belehren. – "Höre und du wirst ankommen", lautet sein Wahlspruch, den er beim heiligen Benedikt gefunden hat. Mit dem Kurznachrichtendienst Twitter hat der Einsiedler Benediktinerabt Martin Werlen ein probates Mittel gefunden, um seinen Wahlspruch täglich zu praktizieren. Knapp 4.000 Twitter-Nutzer lassen sich Werlens Kurzbotschaften zuschicken, und viele reagieren auch darauf. Bei Twitter lerne er die Sprache der Menschen kennen, ihre Fragen, ihre Sehnsucht, sagt der Ordensmann, Mitglied der Schweizer Bischofskonferenz.

Umso auffälliger deshalb der Kontrast zum Churer Bischof Vitus Huonder. Dessen Hirtenbriefe zeigen unmissverständlich, dass ihm offensichtlich weniger am Gespräch mit den Menschen als an deren Belehrung gelegen ist. Mit Verlaub: Ankommen wird er damit wohl schwerlich. **Josef Bossart**

Das Zitat

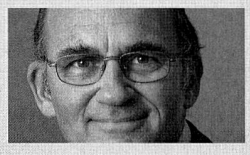
Gerade noch toleriert. – "Ich mache einen Vergleich: In der Eidgenössischen Materialprüfungs- und Forschungsanstalt macht man Materialtests und wirft Probestücke weg, die bei zu grosser Belastung bersten. Eine entsprechende Analogie zur aktuellen gesellschaftlichen Situation klingt fatal: Eine zerbrochene Gesellschaft kann man nicht einfach wegwerfen. Den Bruch wieder zu kitten, ist ein schwieriges Unterfangen. Aber offenbar wollten führende Kreise aus Wirtschaft und Politik schauen, wo die Grenzen der sozialen Belastungen liegen und welche politischen Zumutungen von einer Gesellschaft gerade noch toleriert werden."

***Carlo Knöpfel**, Mitglied der Geschäftsleitung von Caritas Schweiz, gegenüber der Zeitschrift "**Aufbruch**". Der Ökonom ist der Ansicht, dass die derzeitige Schuldenkrise in Europa den liberalen Staat in seinen Grundfesten bedroht, da die Balance zwischen der Förderung der wirtschaftlichen Wettbewerbsfähigkeit und der sozialen Absicherung aus dem Gleichgewicht gerate.* (kipa)

Namen & Notizen

Hildegard von Bingen. – Die mittelalterliche Mystikerin (1098-1179) soll nach italienischen Zeitungsberichten im Herbst 2012 von Papst Benedikt XVI. zur Kirchenlehrerin erhoben werden. Die Heilige wäre die erste Deutsche und die vierte Frau, die diesen seltenen Ehrentitel erhält. Unter den weiblichen Heiligen ist dieser Ehrentitel bislang nur Teresa von Avila (1515-1582) im Jahr 1970, Katharina von Siena (1347-1380) ebenfalls im Jahr 1970, und zuletzt, im Jahr 1997, Therese von Lisieux (1873-1897) zuerkannt worden. Derzeit verehrt die katholische Kirche 33 "Kirchenlehrer". (kipa)

Walter Kirchschläger. – Die heutige Praxis der Heiligsprechung in der katholischen Kirche sei zu überdenken, findet der Luzerner Professor für Exegese des Neuen Testaments. In einem Interview plädiert er für breiter abgestützte und aktuellere Verfahren. Die meist regionale Stimme des "Gottesvolkes" müsse bei der Heiligsprechung ein entscheidendes Gewicht bekommen. Die Heiligkeit einer Person müsse zudem in ihrer Epoche erfolgen. Der oft lange dauernde Prozess der Heiligsprechung mache wenig Sinn. (kipa)



Paul Widmer. – Der Diplomat ist neuer Botschafter der Schweiz beim Heiligen Stuhl, arbeitet allerdings von Bern aus. Die Schweiz habe zwar als einziges Land eine Kolonie beim Vatikan, die Schweizergarde, sei dort aber dennoch lange nicht offiziell vertreten gewesen, sagte Widmer gegenüber Radio Vatikan. Nun wolle man für verschiedene Projekte im Menschenrechtsbereich zusammenarbeiten. (kipa)

Serge Thomas Bonino. – Der französische Dominikaner und Dozent für Philosophie am Institut Catholique in Paris ist vom Papst zum neuen Generalsekretär der Internationalen Theologenkommission ernannt worden. Bonino ist Nachfolger seines Schweizer Ordensbruders **Charles Morerod**, neu Bischof in der Westschweiz (kipa)

nur daneben stehe und bete", scherzt Susanna Diemling, die sich auf Hausgeburten spezialisiert hat. "Ich habe eine fundierte Ausbildung, langjährige Erfahrung und Hilfsmittel, mit denen ich die Gebärende unterstützen kann." Überdies habe sie grosses Vertrauen in die "von Natur aus gesunden Vorgänge, welche eine Geburt herbeiführen". Dafür sei jede Frau grundsätzlich geschaffen. "Im Gegensatz zu früher gehen wir damit aber ganz anders um", meint Susanna Diemling.

War Maria bei der Geburt allein?

Frauen wie Maria hatten keine Wahl, sie mussten die Geburt so nehmen, wie sie kam, mit allen möglichen Folgen, die nicht selten den Tod bedeuteten. Das unterstreichen die bescheidenen Verhältnisse, in denen Maria ihr Kind zur Welt brachte. Offensichtlich kein fliessendes Wasser, gemessen an heutigen Ansprüchen hygienisch unannehmbare Bedingungen. Möglich, dass Maria mit Jesus allein niederkam, einzig unterstützt durch ihren Mann.

Vielleicht war da aber auch eine "Wehmutter" zugegen, welche der Gebärenden assistierte. Früher waren "Wehmütter" Frauen, die viele Geburten erlebt hatten, also über entsprechende Erfahrung verfügten. In der Bibel ist aber weder die Rede davon, wie lange Jesu Geburt dauerte, noch wie sie vonstatten ging. Auch erfahren wir nicht, wer allenfalls hinzu kam und Hilfe leistete.

Trend zu unnatürlichem Gebären

Matti Kuronen, Facharzt für Gynäkologie und Geburtshilfe an der Hirslanden Klinik in Aarau, macht geltend, dass die Sicherheit von Mutter und Kind über allem stehen sollte. Grundsätzlich sei es zwar wünschenswert, auf natürlichem Wege zu gebären, doch sollte dies wie bei jeder anderen medizinischen Handlung unter Abwägung der Risiken geschehen.

"Ich möchte nicht hinnehmen müssen, wie infolge einer natürlichen Geburt Mutter oder Kind eine schwerwiegende Verletzung erleiden, nur weil sich fundamentalistische Ansichtsweisen gegen den gesunden Menschenverstand sperren", argumentiert Matti Kuronen, selber Vater zweier Kinder. "Ist es denn verfehlt, wenn heutzutage dank wissenschaftlicher Erkenntnisse Risiken vorausgesehen und minimiert werden können?" Die klinische Geburtshilfe bedient ein grosses Bedürfnis nach Sicherheit und Berechenbarkeit. Frauenarzt Matti Kuronen will aber nicht von einem "Trend hin zum unnatürlichen Gebären" sprechen, wie es die Medien tun. "Im Trend liegt, dass medizinische Fortschritte konsequent genutzt werden, um die Sterblichkeitsrate wie auch die Verletzungsgefahr von Mutter und Kind zu senken. Dies entspricht der Anspruchshaltung der Patientinnen", so der Geburtsmediziner.

Spitäler stellen aber auch in Aussicht, die hohe körperliche und seelische Belastung abzuschwächen, welche eine Geburt mit sich bringt. "Wehen machen weh. Es ist doch nur menschlich, Schmerzen zu bekämpfen, wo dies möglich ist", so Matti Kuronen. Mit geeigneten Schmerzhemmern könne gar der natürliche Geburtsverlauf günstig beeinflusst werden.

Grenz- und Schwellenerfahrung

Schon die Bibel zeigt, wie bei einer Geburt die jenseitige Welt der irdischen nahe kommt. Jesus wird geboren und plötzlich sind da Engel, welche die in nächster Umgebung befindlichen Hirten aufschrecken lassen. Eine spirituelle Dimension, die auch Susanna Diemling kennt. "Mich haben schon Frauen unter der Geburt gefragt, ob sie denn jetzt sterben müssten." Geburt bedeutet Grenz- und Schwellenerfahrung. Wo ein Mensch ins irdische Leben tritt, da rücken die jenseitige Welt und der Tod näher.

Das war früher noch viel ausgeprägter erfahrbar, denn nicht selten starben Frauen und Kinder bei der Geburt. "Das hat sich Gott sei Dank geändert. Dafür geht vielen Frauen die Geburt als wichtige Grenzerfahrung abhanden", meint Susanna Diemling. "Natürlich muss die Frau grosses Vertrauen in sich selbst, in ihren Körper und ihre Kräfte haben. Doch unter einer natürlich verlaufenden Geburt erlebt sich jede Frau verankert in etwas Gütigem. Dieses trägt durch den anspruchsvollen Prozess."

Religiöse Frauen gebären im Spital

Umso erstaunlicher, dass religiös bekennende Frauen nicht unbedingt zur Klientel von Susanna Diemling gehören und in den meisten Fällen eine Geburt im Spital vorziehen. "Da frage ich mich schon manchmal, wie es denn da um das Gottvertrauen bestellt ist", meint die 52-Jährige. Gottvertrauen?

Ja, genau auf das wird Maria sich vor zweitausend Jahren im Stall zu Bethlehem gestützt haben. Etwas anderes blieb ihr auch nicht übrig. Den Kreissaal mit den Göttern in Weiss gab es noch nicht.

(kipa / Bild: Roger Wehrli)

Taizé-Lieder in Berlin

Vera Rüttimann über das bevorstehende 34. Europäische Taizé-Treffen

Zürich/Berlin. – "Venite", "Bless the Lord" und "Magnifikat". Diese Taizé-Melodien waren zuletzt in Städten wie Zürich, Luzern und Gossau SG zu hören, wo Lichternächte mit Gesängen Hunderte anzogen. Für Jugendliche wie die Zürcherin Gisela Toedtli waren sie wichtige Begleiter durch den Advent. Zum Jahreswechsel wird in Berlin das 34. Europäische Taizé-Treffen stattfinden.

Gisela Toedtli kennt Berlin kaum, obwohl ihr Bruder dort einige Jahre gelebt hat. Ihr Wissensdefizit will sie nun nachholen. Sie blickt dem Treffen voller Neugier entgegen: "Ich habe noch bei jedem Neujahrstreffen viel über die lokalen Eigenheiten erfahren, auch gerade durch das Besuchen verschiedener Gemeinden während des Treffens."

Seit September organisiert in Berlin ein internationales Team zusammen mit Taizé-Brüdern den Grossanlass. Die Fäden laufen in einem Gebäude im Bezirk Lichtenberg zusammen, in dem sich einst eine Haftanstalt befand. Die Brüder treffen sich täglich mit Berlinern zum Mittagsgebet in der evangelischen Marienkirche in Berlin-Mitte.

Viel Kontaktarbeit ist nötig, damit das Treffen in den 150 Gemeinden Gestalt annimmt. Noch fehlen für die Gäste 9.000 Betten. Die Zeit drängt. Fabian Läubli vom Vorbereitungsteam ist jedoch zuversichtlich: "Auch beim Treffen in Genf im Jahr 2006 öffneten noch viele Privatpersonen in letzter Sekunde ihre Wohnungen für Gäste."

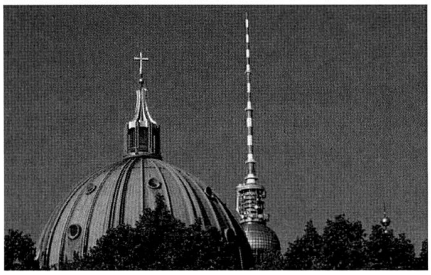
Stütze im Kampf gegen Regime

Viele Gespräche, die die Brüder mit Berlinern in diesen Tagen führen, handeln von den intensiven Ost-West-Begegnungen in Magdeburg, Dresden und Erfurt. Von der Zeit, als Taizé für die kirchliche Opposition eine wichtige moralische Stütze im Kampf gegen das DDR-Regime war. Viele erinnern sich an den Besuch von Taizé-Gründer Frère Roger Schutz 1986 in Ost-Berlin, wo Gebete in der Hedwigs-Kathedrale und der Marienkirche stattfanden.

Das Taizé-Gebet, zu dem sich Ost-Berliner danach regelmässig in der Kirche unter dem Fernsehturm trafen, findet heute in der Segenskirche statt, in der die Schweizer Kommunität Don Camillo wirkt. "Für viele, die damals dabei waren, ist das Europäische Taizé-Treffen im wiedervereinten Berlin etwas Besonderes", sagt Frère Richard. Der Schweizer erwartet ein intensives Treffen zu einem Zeitpunkt, in dem Europa nach neuem Schwung sucht. Politisch, sozial und spirituell.

Neue spirituelle Schauplätze

Frère Richard, der seit 33 Jahren im burgundischen Dorf nahe Cluny lebt, gehört dem Vorbereitungsteam an. Der gebürtige Langenthaler ist in einer Stadt



Berliner Dom und Fernsehturm

unterwegs, die manche aufgrund ihres hohen Atheistenanteils als "gottlos" bezeichnen. Gottlos? Frère Richard erlebt in seinen täglichen Erkundungen das Gegenteil: Er findet eine facettenreiche Kirchenlandschaft vor und hat viele neue spirituelle Schauplätze entdeckt: Berliner halten ihre Andachten nicht nur in Kirchen, sondern auch an Orten wie dem Rollfeld des ehemaligen Flughafens Tempelhof ab.

Schweizer Taizé-Jugendliche erwartet in Berlin neben den täglichen Gebeten und Gesängen in ihren Gastgemeinden und im Messezentrum am Funkturm ein hochkarätiges Begleitprogramm. Die Berliner haben sich ins Zeug gelegt, um ihre Stadt zu präsentieren.

So können die 30.000 Besucher unter anderem mit Abgeordneten im Reichstag über die aktuelle Finanzkrise reden oder einer Rabbinerin lauschen, die im Jüdischen Museum ein Gebet erläutert. Oder in der Gedenkstätte Berliner Mauer Zeitzeugen zuhören, die über die deutschen Teilung erzählen.

Am 27. Dezember wird Gisela Toedtli mit vielen anderen Jugendlichen von Basel aus mit dem Nachtzug nach Berlin reisen. Sie weiss: "Ich kehre in der Regel todmüde, überglücklich, innerlich gestärkt, zuversichtlich und mit mehr Geduld ausgestattet von den Neujahrstreffen zurück. Dies geschieht jedoch immer erst, nachdem ich zu Beginn des Treffens alle Erwartungen und Ansprüche mit etwas Mühe ablege. "

(kipa / Bild: Vera Rüttimann)

Kurz& knapp

Papst besucht Gefängnis. – Papst Benedikt XVI. hat am 18. Dezember die Haftanstalt Rebibbia in Rom besucht und grössere Würde für die Gefangenen gefordert. Die Insassen berichteten dem Papst von ihrer Verzweiflung in den überfüllten Zellen, der schweren Trennung von ihren Familien und ihrer Reue. (kipa)

Wieder Passionsspiele. – Schon im Mittelalter gab es in Luzern Passionsspiele. Die Tradition, die vor 75 Jahren zu Ende ging, wird nun Medienberichten zufolge von den städtischen Pfarreien mit einem Budget von 1 Million Franken wiederbelebt. Im September 2013 sollen 100 Mitwirkende auf der Lidowiese am See Open Air das Leiden und Sterben Jesu aufführen. Die Musik wird Liedermacher Konstantin Wecker komponieren. (kipa)

Ranfttreffen. – Rund 1.000 Menschen haben in der Nacht zum 18. Dezember am jährlichen Ranfttreffen von Jungwacht Blauring teilgenommen. Höhepunkt der Erlebnisnacht war die Feier

in der Ranftschlucht nachts um 2.30 Uhr. Seit 34 Jahren treffen sich jeweils am Wochenende vor Weihnachten Jugendliche und junge Erwachsene, um miteinander in einer Winternacht unterwegs zu sein. Am diesjährigen Treffen kam die "Generation Facebook" zu Wort und machte sich Gedanken zum Thema Freundschaft. Zum zweiten Mal hatten am Nachmittag auch Familien mit rund 200 Personen am Ranfttreffen teilgenommen. (kipa)

"Eine Million Sterne". – An 115 Orten in der ganzen Schweiz wurden am

Abend des 17. Dezember im Rahmen der Caritas-Aktion "Eine Million Sterne" Kerzen angezündet. Rund 200.000 Menschen haben nach Caritas-Angaben die beleuchteten Plätze, Gebäude und Brücken besucht und sind dem Aufruf "Ein Licht anzünden – ein Zeichen setzen" gefolgt. Mit der Aktion hat das katholische Hilfswerk zum siebten Mal ein Zeichen für Solidarität und gesellschaftlichen Zusammenhalt gesetzt. (kipa)

Papst ruft die Jugend zu Zuversicht auf

Botschaft zum Weltfriedenstag vom 1. Januar 2012 veröffentlicht

Rom. – Papst Benedikt XVI. hat die Jugendlichen in aller Welt aufgerufen, ungeachtet der Wirtschaftskrise mit einer "zuversichtlichen Einstellung" auf das Jahr 2012 zu blicken. In den zurückliegenden zwölf Monaten habe zwar "das Gefühl der Frustration zugenommen", heisst es in einer am 16. Dezember veröffentlichten Botschaft des Papstes zum Weltfriedenstag.

Auch wenn es beinahe scheine, "als habe ein dichter Schleier unsere Zeit in Dunkelheit gehüllt", so dürften sich die Jugendlichen jedoch nicht entmutigen lassen, betont das Kirchenoberhaupt.

Er sei überzeugt davon, dass die junge Generation "mit ihrer Begeisterung und ihrem idealistischen Ansporn" der Welt neue Hoffnung geben könne, schreibt der Papst. Dies müsse durch eine sorgfältige Erziehung zur Gerechtigkeit und zum Frieden gefördert werden, heisst es in der Botschaft zum Weltfriedenstag 2012. Sie trägt den Titel "Die jungen Menschen zur Gerechtigkeit und zum Frieden erziehen". Die katholische Kirche begeht den Weltfriedenstag jeweils am 1. Januar.

Mehr Aufmerksamkeit für Jugend

Zugleich fordert der Papst Eltern, Erzieher und Politiker auf, den Jugendlichen mehr Aufmerksamkeit zu schenken. Die Welt der Jugendlichen zu verstehen, sie anzuhören und zur Geltung zu bringen, müsse eine "Hauptaufgabe der ganzen Gesellschaft für den Aufbau einer Zukunft in Gerechtigkeit und Frieden" sein, heisst es in der Botschaft. Es gehe darum, Jugendlichen die Wertschätzung für die "positive Bedeutung des Lebens" zu vermitteln und in ihnen den Wunsch für "den Dienst am Guten" zu wecken.

Familie ist die "erste Schule"

Die "erste Schule" für Gerechtigkeit und Frieden ist nach den Worten des Papstes die Familie. Denn diese sei die "Keimzelle der Gesellschaft". In der Familie würden die Kinder die menschlichen und christlichen Werte erlernen, die ein konstruktives und friedliches Zusammenleben gestatteten. Die Familie sei in der heutigen Gesellschaft jedoch "ständig bedroht und nicht selten zerbrochen beziehungsweise aufgesplittert." Schuld an dieser Entwicklung sei unter anderem, dass Beruf und Familie oft nahezu unvereinbar seien. Zudem müssten viele Familien getrennt leben, weil ein Elternteil aus wirtschaftlichen Gründen die Heimat verlassen müsse, um die Angehörigen zu ernähren.

Appell an Politiker

Der Papst ermahnte Politiker, den Familien und Erziehungseinrichtungen "konkret zu helfen". Es dürfe niemals an "einer angemessenen Unterstützung der Mutter- und Vaterschaft fehlen". Politiker müssten dafür sorgen, dass niemand der Zugang zu Bildung verweigert werde. Die Politiker müssten ferner auch selbst Vorbild sein und ein "lauteres Bild" von der Politik als "eines wahren Dienstes für das Wohl aller" vermitteln.

An die Jugendlichen selbst appellierte der Papst, den Mut zu haben zu haben, zu allererst selber das zu leben, was sie von ihrer Umgebung forderten. (kipa)

Daten & Termine

18. Januar 2012. – Eine Fortbildung zum "Tag des Judentums" für kirchliche Mitarbeitende führt das Lassalle-Haus Bad Schönbrunn (Edlibach ZG) in Zürich zusammen mit dem Zürcher Lehrhaus durch. 2010 hat die Schweizer Bischofskonferenz den zweiten Fastensonntag zum offiziellen "Dies judaicus" (Tag des Judentums) erklärt; 2012 findet dieser am 3./4. März statt. Die Fortbildungsveranstaltung bietet laut Ankündigung Hilfen zur Gestaltung der Liturgie des "Dies judaicus" und regt zu Dialogveranstaltungen von Juden und Christen an. Thematisiert wird insbesondere, wie die Angrenzung und Abgrenzung von Juden und Christen heute zu verstehen ist. Referenten sind der Jesuit Christian M. Rutishauser vom Lassalle-Haus und Michel Bollag, jüdischer Co-Leiter des Zürcher Lehrhauses.

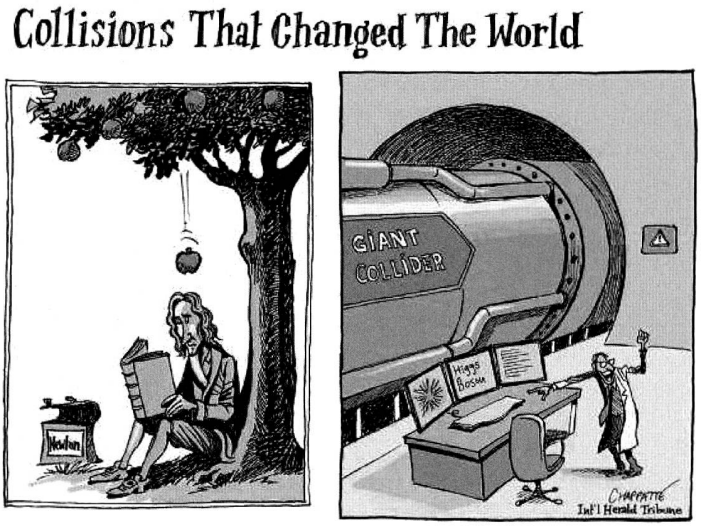
Informationen: www.lassalle-haus.org (kipa)

Frühjahr 2012. – Papst Benedikt XVI. besucht im Frühjahr 2012 Kuba und Mexiko. Dem Vernehmen nach soll der Besuch vom 23. bis zum 28. März stattfinden. Nach seiner Visite in Brasilien im Jahr 2007 reist Benedikt XVI. erstmals in das spanischsprachige Lateinamerika. Mexiko ist mit 99 Millionen Katholiken nach Brasilien das zweitbevölkerungsreichste katholische Land der Welt. Mit Kuba besucht der jetzige Papst erstmals ein sozialistisches Land. (kipa)

Die nächste Nummern von Kipa-Woche erscheinen feiertagsbedingt am Mittwoch, 28. Dezember, und am Mittwoch, 4. Januar.

Zeitstriche

Die Entdeckung des mysteriösen "Gottes-Teilchens" stehe kurz bevor, so das Forschungszentrum Cern in Genf. Das hat Karikaturist Chappatte zum Vergleich mit Newtons Apfel bei der Entdeckung der Gravitationsgesetzes inspiriert. (kipa)



Impressum

Redaktion dieser Ausgabe:
Josef Bossart
Kipa-Woche erscheint jeden Dienstag und wird von der Katholischen Internationalen Presseagentur in Zürich herausgegeben.
Kipa-Woche, Postfach 1863, 8027 Zürich
Telefon: 044 204 17 84, Fax: 044 202 49 33,
kipa@kipa-apic.ch, www.kipa-apic.ch
Abonnemente:
Telefon: 026 426 48 31, Fax: 026 426 48 30
administration@kipa-apic.ch
Jahresabonnement:Fr.145.30 (inkl. MWST)
per E-Mail als PDF-Datei Fr. 70.35
Für Zahlungen: Post-Konto 17-337-2
Ein Nachdruck (ganz oder teilweise) in Publikationen ist honorarpflichtig und nur mit Quellenangabe möglich.

GELEBTE SOZIALLEHRE

Propst in Berlin und Bischof von Mainz

Doch zunächst kamen neue kirchliche Aufgaben auf Ketteler zu: 1849 wurde er als Propst an die Berliner Hedwigskathedrale berufen, doch schon 1850 folgte seine Weihe zum Bischof von Mainz. Sein Einsatz galt der geistlichen Erneuerung des Bistums durch Eröffnung des Priesterseminars als voller theologischer Lehranstalt (entgegen dem staatlichen Verbot!), Reform der Priesterausbildung, Volksmission, Neuansiedlung von Orden, Gründung von christlichen Vereinen, Schulen und Waisenhäusern. Doch die soziale Frage trat hinter diesen Initiativen keineswegs zurück. 1862 veröffentlichte Bischof Ketteler seine Programmschrift «Freiheit, Autorität und Kirche. Erörterungen über die grossen Probleme der Gegenwart», in der wiederum die Frage der «Freiheit der Kirche» in einem sich liberal nennenden, jedoch die Selbstverwaltung der Kirche nicht respektierenden Staate ins Zentrum rückt. Sehr zugute kamen Ketteler offenbar seine rechtspolitische Ausbildung, die ihn aufmerksam für eine sachgerechte begriffliche Analyse und für praktikable Lösungsvorschläge sein liessen.

Als er 1864 sein Buch «Die Arbeiterfrage und das Christentum» veröffentlichte, stützte Ketteler sich in vieler Hinsicht auf Ferdinand Lassalle, den Begründer des «Allgemeinen deutschen Arbeitervereins», des Vorläufers der «Sozialdemokratischen Partei». Doch stets hat die Bekehrung der Herzen für ihn den Vorrang: «Vor allem will ich den allgemeinen Gedanken, auf den ich wiederholt zurückkomme, hier förmlich an die Spitze stellen, dass das Christentum und die Kirche auf die sozialen Verhältnisse nicht unmittelbar und durch äussere, mehr oder weniger mechanische Mittel und Einrichtungen, sondern zunächst und vorzüglich durch den Geist einwirkt, den es den Menschen einflösst. So hat es ja auch die alte Sklaverei lediglich dadurch abgeschafft, dass es den Menschen seine göttlichen Ideen und den Geist der Liebe mitteilte.»[9]

Doch spart er seine Worte nicht, z. B. wenn es um ungerechte Löhne geht, die auf das absolute Existenzminimum reduziert würden: «Das ist der Sklavenmarkt unseres liberalen Europas.»[10] Seinen nüchternen realpolitischen Verstand bewies Ketteler unter anderem, als er durch die Schrift «Deutschland nach dem Kriege von 1866» den Katholiken half, die unfruchtbare Opposition gegen die «kleindeutsche Lösung» aufzugeben und Preussen als Führungsmacht nach der Niederlage Österreichs in der Schlacht von Königgrätz 1866 zu akzeptieren – nicht ohne den unchristlichen Geist der katholischen österreichischen Offiziere zu kritisieren.

In sozialpolitischer Hinsicht wurden Kettelers Forderungen immer präziser. Nach mehreren Referaten für die Fuldaer Bischofskonferenz, die nicht zuletzt auf Betreiben von Ketteler zu einer festen Institution wurde, hielt der Bischof eine Ansprache vor etwa 10 000 Arbeitern auf der Liebfrauenheide bei Offenbach und veröffentlichte die hier dargelegten Forderungen unter dem Titel «Die Arbeiterbewegung und ihr Streben im Verhältnis zu Religion und Sittlichkeit». Grundlegend ist die religiöse Bindung, denn: «Ohne Religion verfallen wir alle dem Egoismus, wir mögen reich oder arm, Kapitalisten oder Arbeiter sein, und beuten unsere Nebenmenschen aus, sobald wir die Macht dazu haben.»[11] Darauf gründen klare sozialpolitische Forderungen: erhöhter Arbeitslohn, Kürzung der Arbeitszeit, Gewährung von Ruhetagen, Verbot der Kinderarbeit und der Frauenarbeit in Fabriken.

Teilnahme am Ersten Vatikanischen Konzil

Zu einer neuen Zerreissprobe wurde für Ketteler seine Teilnahme am Ersten Vatikanischen Konzil. Wiederholt wurde er von den gegensätzlichen Parteiungen vereinnahmt oder kritisiert, und seine Gewissensnot wurde so gross, dass er den Papst um Annahme seines Rücktritts bat. Ketteler gehörte zu der Minderheit von Konzilsvätern, die am Vorabend der Abstimmung abreisten. Es wäre zu wenig, seine Gründe in der fehlenden «Opportunität» der Dogmatisierung von Primat und Unfehlbarkeit zu sehen. Seine Rede vor der 57. Generalkongregation am 23. Mai 1870 sowie die vorhandenen lateinischen Eingaben zeigen vielmehr, dass er eine Entscheidung der Kirche sogar für angebracht hielt, allerdings die theologische Begründung für unausgereift hielt.

Gemäss seinem organischen Kirchenverständnis war es unmöglich, den Papst vom Leib der Kirche und von den Bischöfen zu isolieren: «Der Papst ist das Haupt der lehrenden Kirche und ihr oberster Richter, und ohne ihn kann es kein höchstes Urteil geben. Wer aber glaubt, der Papst könne nicht als oberster Richter handeln, wenn er nicht ganz unabhängig handele und unter Ausschluss jedweder Mitwirkung, sei es aller Glieder, sei es des ganzen Leibes der Kirche, der hebt die Verfassung auf, die Christus der Kirche gegeben hat (...). Wer das Bischofsamt seiner Kraft beraubt, vermindert dadurch auch die Stärke des Primats und umgekehrt.»[12] Nach seiner Rückkehr liess Bischof Ketteler die Dekrete des Konzils umgehend veröffentlichen und bekannte sich uneingeschränkt zu den Konzilsentscheidungen.

Noch einmal warteten politische Aufgaben auf den Bischof von Mainz. Als sich nach dem deutsch-französischen Krieg von 1870/1871 die Gründung des Deutschen Reiches abzeichnete, wurde er in den Reichstag gewählt und schloss sich der Zentrumsfraktion an. Schon 1872 legte er sein Mandat nieder, weil sein Eintreten für Religionsfreiheit und für direkte, allgemeine und geheime Wahlen sowie gegen den «Kanzelparagraphen», der Geistlichen die Stellungnahme zu politischen Angelegenheiten verbot, ohne

[9] Iserloh/Stoll 86.
[10] SWB I/1, 380.
[11] Iserloh/Stoll, 130.
[12] Iserloh/Stoll, 156 f.

GELEBTE SOZIALLEHRE

Erfolg blieb. In Kettelers Rede auf dem 21. Katholikentag in Mainz über «Liberalismus, Sozialismus und Christentum» (1871) und in seiner Kulturkampf-Schrift «Die Katholiken im Deutschen Reiche. Entwurf zu einem politischen Programm» (1873) nimmt die Auseinandersetzung scharfe Züge an, und Ketteler wurde zum Wortführer der deutschen Bischöfe im Kulturkampf: «Der frühere Liberalismus, namentlich der aus dem Jahre 1848, war weniger ein abgeschlossenes, fertiges System als ein Kampf gegen jenes absolutistische Staatswesen, wie es sich seit dem sechzehnten Jahrhundert mehr und mehr in ganz Europa ausgebildet hatte. Der jetzige Liberalismus, der angeblich zum Mannesalter herangereifte, ist dagegen ein abgerundetes, abgeschlossenes System, welches den Anspruch erhebt, an sich und unmittelbar gewiss und wahr zu sein.»[13]

«Fassen wir nun zum Schlusse dieser Betrachtung das Wesen dieses Systems des jetzigen Liberalismus kurz zusammen, so können wir es in folgenden drei Sätzen formulieren:
Der Staat ohne Gott.
Der Staat selbst Gott.
Kampf gegen den wahren Gott durch den Staat.

Die beste Formel für dieses Ungeheuer ist die von Hegel: ‹Der Staat ist der wirkliche, präsente Gott; er ist göttlicher Wille als gegenwärtiger, sich zur wirklichen Gestalt und Organisation entfaltender Geist. Er ist ein wahrhaft Irdisch-Göttliches; als unbewegter Selbstzweck hat der Staat das höchste Recht über die einzelnen. Das Volk als Staat ist die absolute Macht auf Erden.› Daneben hat natürlich die Kirche und das Christentum keinen Platz mehr.»[14]

Opfer des Kulturkampfs

Ketteler musste erleben, dass trotz seiner Proteste die Niederlassung der Jesuiten in Mainz aufgelöst wurde und das bischöfliche Konvikt und das Mainzer Knabenseminar geschlossen wurden; das Priesterseminar durfte keine Alumnen mehr aufnehmen. Als Ketteler 1875 sein 25-jähriges Bischofsjubiläum feierte, schrieb er im Rückblick auf die Festtage am seine Schwägerin: Durch die neuen Gesetze sei «alles mit Zerstörung bedroht (...), was ich etwa Gutes in den 25 Jahren geschaffen habe».[15]

Als Ketteler 1877 zum 50-jährigen Bischofsjubiläum von Papst Pius IX. reiste, hatte er eine Abhandlung über «Das Kapital» von Karl Marx und andere Schriften zur sozialen Frage in seinem Reisegepäck. Unterwegs erkrankte er und starb auf dem Rückweg am 13. Juli 1877 im Kapuzinerkloster Burghausen. Die Beisetzung erfolgte am 19. Juli im Mainzer Dom. Kettelers Testament vom 30. Januar 1877 bezeugt, dass sein Leben seiner Verkündigung entsprach: «Ausser dem in meinem Schreibtische befindlichen baren Gelde habe ich kein Vermögen; was ich hatte, habe ich zu guten Zwecken verwendet.»[16]

Die Bedeutung der sozialen Frage für die Kirche von heute

«Die Welt wird nicht von aussen gerettet» – so formuliert Papst Paul VI. in seiner ersten Enzyklika «Ecclesiam suam» (1964), die er noch während des Zweiten Vatikanischen Konzils verfasste und in der er die Kirche auf den «Dialog des Heils» mit der Welt verpflichtete.[17] Und er erläutert: «Man muss, wie das menschgewordene Wort Gottes, gewissermassen mit den Lebensformen derjenigen eins werden, denen man die Botschaft Christi bringen will, man muss, ohne Rücksicht auf Privilegien oder ohne die Trennungswand einer unverständlichen Sprache, die allgemeine Gewohnheit annehmen, wenn sie nur menschenwürdig und lauter ist, vor allem jene der Kleinsten, wenn man gehört und verstanden sein will. Noch bevor man spricht, muss man auf die Stimme, ja sogar auf das Herz des Menschen hören.»[18] Die Katholische Soziallehre ist eine Weihnachtsbotschaft, sie spricht von unserer Menschwerdung mit und in Christus in der Welt der sozialen Fragen und Bedrängnisse heute. Gott rettet die Welt nicht von aussen, sondern nimmt sie an und führt sie von innen zur Vollendung, nicht nur den Menschen als Individuum, sondern auch den Menschen in seinen sozialen Verflechtungen. So kann Ketteler mit Recht sagen: «Die soziale Frage berührt das depositum fidei»,[19] die Mitte der Glaubenslehre selbst.

Es ist nicht verwunderlich, dass der Münchner Kardinal Reinhard Marx, der für sein Engagement im sozialen Bereich bekannt ist, sich mit seinem Mainzer Mitbruder identifiziert und ihm zum 200. Geburtstag ein Buch gewidmet hat.[20] Papst Paul VI. hat in seiner Enzyklika «Populorum progressio» schon 1967 darauf aufmerksam gemacht: «Heute ist die soziale Frage weltweit geworden.»[21] Weniger denn je kann die Kirche «von aussen» den Menschen in seiner sozialen Realität erreichen. Viele Analysen und Antworten, die Ketteler gibt, können nicht einfach übernommen werden. Der Geist der Menschwerdung, der den Mainzer Bischof bewegte, «den Armen eine frohe Botschaft zu bringen» (Jes 61,1; vgl. Lk 4,18), bleibt jedoch unverändert aktuell.

Barbara Hallensleben

[13] Iserloh/Stoll, 178.
[14] Iserloh/Stoll, 178f.
[15] Iserloh/Stoll, 198.
[16] Iserloh/Stoll, 217.
[17] Herder Korrespondenz 18 (1963/64), 579.
[18] Ebd.
[19] Iserloh/Stoll, 120.
[20] Kardinal Reinhard Marx: Christ sein heisst politisch sein. Wilhelm Emmanuel von Ketteler für heute gelesen. Freiburg u. a. 2011. Neu erschienen sind auch folgende Beiträge: Arnd Küppers: Für Freiheit und Gerechtigkeit. Zum 200. Geburtstag des Arbeiterbischofs Wilhelm Emmanuel von Ketteler (= Kirche und Gesellschaft 384). Köln 2011; Hermann-Josef Große Kracht: Wilhelm Emmanuel Ketteler. Ein Bischof in den sozialen Debatten seiner Zeit. Kevelaer 2011.
[21] Nr. 3.

Kardinal R. Marx: Christ sein heisst politisch sein

Kardinal Reinhard Marx: Christ sein heisst politisch sein. Wilhelm Emmanuel von Ketteler für heute gelesen. (Herder Verlag) Freiburg-Basel-Wien 2011, 140 Seiten.

Der Buchtitel ist Programm: Nach einer biografischen Einführung (S. 15–43) legt der Münchner Kardinal nach Themen geordnet Originaltexte von Bischof von Ketteler vor, die jeweils mit einer kurzen Einführung versehen sind. Die Themen: «Freiheit und soziale Frage», «Eigentum verpflichtet», «Frei sein in Christus», «Einsatz für die Armen und Schwachen», «Die Notwendigkeit staatlicher Sozialpolitik» – diese Fragen sind leider auch heute noch und wieder aktuell: «An den menschenfreundlichen Gott zu glauben heisst, sich für eine menschenfreundliche Welt einzusetzen» (S. 13), resümiert dabei Marx unsere Aufgabe. Ein anregendes weihnächtliches Buch. *(ufw)*

SKZ 51–52/2011

DIE «SPECOLA VATICANA»

ASTRONOMIE

Weihnachten naht – da lesen viele Christen, auch hierzulande, mal wieder im Neuen Testament nach, was Matthäus (vgl. Mt 2,1–11) über die wundersamen Umstände der Geburt Jesu erzählt. Sterndeuter aus dem Osten, so der Evangelist, sahen einen Stern aufgehen, der vor ihnen herzog, «bis zum Ort, wo das Kind war». Über diesen «Stern von Bethlehem», der die Weisen aus dem Morgenland geleitete, gab es vom 2. Jahrhundert n. Chr. an unzählige Spekulationen und wissenschaftliche Untersuchungen. Aufgrund der vorliegenden Daten, erläutert ein Experte von der «Specola Vaticana», eine der weltweit ältesten und renommiertesten Forschungsinstitute für Astronomie und Meteorologie, lässt sich nicht eindeutig festellen, ob es sich bei jenem biblischen Stern um ein «wahres astronomisches Phänomen» handelt. Aber es gebe gute Gründe für die Annahme, dass erst die Beobachtung eines ungewöhnlichen Vorgangs am Himmel die Weisen aus Mesopotamien zur langen Reise nach Judäa veranlasste. Etliche Studien über den rätselhaften Stern entstanden im Umkreis der «Specola». Somit fällt erneut ein Schlaglicht auf diese Forschungsstätte, die ja zu den ältesten Sternwarten der Welt gehört.

Die Ursprünge der «Specola»

Ihre Ursprünge reichen ins späte 16. Jahrhundert zurück, als Gregor XIII. daranging, die einst von Cäsar entwickelten und inzwischen um anderthalb Wochen vom astronomischen Sonnenjahr abweichende Zeitrechnung zu erneuern. Zu diesem Zweck baute er im Vatikan den «Turm der Winde», in dem Experten die notwendigen Untersuchungen vornahmen. So kam es zu dem 1582 verkündeten, noch heute weltweit geltenden Gregorianischen Kalender. Seit damals hat der Heilige Stuhl die astromische Wissenschaft fast ununterbrochen kräftig unterstützt. Ein Höhepunkt in dieser Beziehung? Die Forschungen des genialen Astronomen Angelo Secchi (1818–1878), der das Observatorium des «Collegio Romano» der Gesellschaft Jesu leitete. Er wurde berühmt durch seine Studien über die Sonne und durch seine Einteilung der Sterne auf der Basis ihrer Farbspektren. Bei genauer Untersuchung nämlich erscheinen die Sterne nicht als leuchtende Punkte, sondern als Farbstreifen wie bei einem Regenbogen. Pater Secchi beobachtete systematisch die Spektren von 4000 Sternen und teilte diese daraufhin in vier Kategorien ein. Er gilt deshalb als Begründer der modernen Astrophysik, also jenes Zweiges der Astronomie, der den physikalischen und chemischen Aufbau der Gestirne untersucht.

Die Antiklerikalen im 19. Jahrhundert warfen der Kirche gleichwohl weiterhin Wissenschaftsfeindlichkeit vor. Um dies zu widerlegen, nahm Leo XIII. mit dem Motu Proprio «Ut mysticam» im März 1891 die eigentliche Gründung der «Specola» auf dem vatikanischen Hügel nahe dem Petersdom vor. Die Fachleute dort, durchwegs Ordensmänner, beteiligten sich an dem grossen internationalen Projekt einer «Fotografischen Himmelskarte». Dazu Pater Sabino Maffeo SJ, der Historiker der «Specola»: «Für den Heiligen Stuhl war dies auch eine Chance, um der Sternwarte Prestige zu verschaffen. Jenes Prestige, das für die Erfüllung ihrer vom Papst übertragenen Aufgabe – Förderung des Dialogs zwischen Kirche und Wissenschaft – notwendig war.»

Doch Anfang der 1930er-Jahre entstanden Probleme: Durch die mit dem Wachstum der Stadt Rom verbundene Ausbreitung des elektrischen Lichts wurde der römische Himmel zu hell für die Erforschung schwach leuchtender Sterne. Folglich zog die den Jesuiten anvertraute Specola 35 Kilometer südwärts – in die päpstliche Sommerresidenz Castel Gandolfo. Auf diesem Palast baute man zwei Kuppeln, in denen man zwei Instrumente der Marke Zeiss installierte: ein Teleskop für die Sternebeobachtung und einen sogenannten Doppelastrografen für die Fotografien.

Die «Specola» im 20. Jahrhundert

Papst Pius IX. weihte die neue Sternwarte 1935 feierlich ein. In seiner aus dem Stegreif gehaltenen Ansprache lobte er die Astronomie, die nach seinen Worten wie keine andere Wissenschaft auf die Religion verweise. An diesem Observatorium zeige sich «die Ehrfurcht des Glaubens mit dem Kult der Wissenschaft brüderlich vereint». Abschliessend erinnerte der Pontifex an jene Worte, die auf weissem Marmor an einer der beiden Kuppeln eingemeisselt sind: «Deum Creatorem venite adoremus» – «Kommt und lasst uns Gott den Schöpfer anbeten.» Diese Aufforderung, schreibt dazu Pater Maffeo, war ein steter Ansporn für die Astronomen, die hier ihre nächtliche Arbeit verrichteten.

Rund 45 Jahre lang erforschten sie vom Papstschloss aus die Sterne und den Himmel generell. Welche wichtigen Werke sind in dem neuen Observatorium entstanden? Die letzten beiden Bände des «Atlas Stellarum Variabilium» und die Vollendung der «Fotografien für die Himmelskarte». 1946 entdeckte man in der «Specola» den Kometen «Timmers» – benannt nach jenem holländischen Jesuiten, der ihn auf einer Fotoplatte aufgespürt hatte. Nebenbei wuchs die wertvolle Meteoritensammlung der Sternwarte. Beispielsweise 1973, als US-Präsident Nixon Papst Paul VI. das Fragment eines Mondsteins schenkte.

Allmählich jedoch wurde auch über Castel Gandolfo der nächtliche Himmel zu hell. Deshalb

Dr. Bernhard Müller-Hülsebusch, seit vielen Jahren Korrespondent von deutschen und schweizerischen Medien in Rom und Buchautor, beschäftigt sich neuerdings vor allem mit Themen rund um den Vatikan.

gründete die Specola Anfang der 1980er-Jahre in Zusammenarbeit mit interessierten Amerikanern eine Zweigstelle in Tucson (Arizona), die «Vatican Observatory Research Group». Sie konnte 1995 ein neues Teleskop erwerben. Das Gerät, das den modernsten technischen Standards entsprach, hatte einen Spiegeldurchmesser von 1,83 Metern. Installiert wurde es auf dem Mount Graham, in einem Turm in 3200 Metern Höhe. Die Erinnerungstafel an dem Turm ist, typisch Vatikan, lateinisch geschrieben – aber der Text wurde bei der Einweihung auch auf Englisch und in der Sprache der Apachen-Indianer verlesen.

Arbeit in Tucson

Die Astronomen der «Specola Vaticana» bringen also viele Monate des Jahres mit Beobachtungen und Forschungen in Tucson zu. Die in Castel Gandolfo stehenden Fernrohre werden inzwischen nur mehr für didaktische Zwecke, bei Kursen und Führungen, verwendet. Freilich, Castel Gandolfo und ein hinzugewonnenes Ex-Kloster nahebei beherbergen weiterhin die Leitung der «Specola» mit ihren insgesamt 14 Wissenschaftlern, etliche Grossrechner, eine Sammlung von 1200 Meteoriten – und vor allem eine bedeutende Bibliothek: 22 000 Bände, darunter Werke von Kopernikus, Galileo, Kepler, Newton, Tycho Brahe und Angelo Secchi. Überdies entfalten die Jesuiten rund um die «Specola» beachtliche internationale Aktivitäten: Ausser Konferenzen besonders die «Sommerschulen» für Astronomie. An diesen jeweils einen Monat dauernden Kursen nehmen stets 25 Studierende teil. Jene aus Entwicklungsländern können mit kräftiger finanzieller Hilfe rechnen. Thema des nächsten Sommerkurses: Die Bildung und Entwicklung sogenannter Sternhaufen.

Seit 2006 ist der argentinische Astronom und Jesuitenpater José Gabriel Funes Direktor des traditionsreichen Obervatoriums. Dieser Ort, sagte er, sei wie eine Metapher für den Auftrag der Sternwarte: «Wir sind in der Nähe des Papstes, aber an der Grenze zur Welt, offen für den Dialog mit allen, mit Gläubigen und Ungläubigen.» In einem 2009 veröffentlichen Interview mit der Vatikanzeitung «Osservatore Romano» äusserte Pater Funes Meinungen, die so wohl für alle Mitarbeiter der «Specola» gelten. Ob ein echter Wissenschaftler nicht eigentlich Atheist sein müsse? «Falsch!» Papst Benedikt XVI. habe zu Recht daran erinnert, dass nicht wenige Forscher, auf den Spuren Galileis, weder der Vernunft noch dem Glauben entsagen. «Ich habe mich entschlossen, Astronom zu werden, weil ich glaube, dass es möglich ist, im Universum Gott zu finden. Und mit dieser Überzeugung bin ich immer noch Astronom.»

Bernhard Müller-Hülsebusch

DIE GESELLSCHAFTSPOLITISCHE RELEVANZ DES PILGERNS AUSLOTEN

JERUSALEM

P. Dr. Christian Rutishauser SJ ist Bildungsleiter des Lassalle-Hauses in Bad Schönbrunn. Er arbeitet im Bereich Exerzitien und Kontemplation und ist Lehrbeauftragter für jüdische Studien. Gegenwärtig ist er im Rahmen einer vierköpfigen Pilgergruppe zu Fuss auf dem Weg nach Jerusalem.

Syrien ist aufgrund der politischen Unruhen für uns Pilger aus der Schweiz zu einem Testfall geworden. Da wir das Land heil verlassen konnten, sind die dortigen Tage rückblickend auch als Geschenk zu betrachten. Der Geist des Pilgerns wurde noch eindeutiger erfahrbar. Einerseits waren wir ausgesetzter und verwundbarer als sonst, mussten uns zwischen den Fronten von Assad-Befürwortern und Assad-Gegnern bewegen, fanden zum Teil nur Unterkünfte mit sehr rudimentärer Infrastruktur, und einzig im Vertrauen auf die Vorsehung Gottes konnten wir den zweifelhaften Schutz des Geheimdienstes oder Angebote der Bevölkerung annehmen. Anderseits forderte das Pilgern unter dem äusseren Druck auch ein besonderes Mass an Rücksicht aufeinander. Jeder von uns hat mit eigenen Grenzen und Ängsten zu kämpfen. Immer wieder galt es, vorsichtig die Möglichkeiten abzuwägen und Entscheidungen für das weitere Vorangehen zu treffen und dabei die Ratio, die Intuition und die Gefühle je angemessen mit Gottvertrauen zu verknüpfen. Schliesslich haben wir ganz unerwartet die Gastfreundschaft der christlichen Klöster erfahren dürfen. Mitten in Syrien eine lebendige, lokale Kirche anzutreffen, die stark vom Mönchtum geprägt und für unser Pilgern offen ist, war uns ein Zeichen weltweiter Solidarität. Da hier auch noch viele Traditionen aus dem Frühchristentum erhalten sind, wurden wir zugleich so an den Ursprung des Christentums geführt, wie es sich jeder Jerusalempilger nur wünschen kann.

Von Anfang an haben wir unser Pilgern nicht nur als persönliche Frömmigkeitsübung verstanden. Vielmehr wollten wir damit für Frieden und soziale Gerechtigkeit eintreten, und wir hatten bei der Planung unseres Weges über den Balkan und Kleinasien den Krieg in Ex-Jugoslawien und die damit verbundene Migration, die Spannung zwischen Religion und Moderne in der Türkei sowie den Nahostkonflikt in Israel/Palästina im Blick. Durch den arabischen Frühling ist jedoch unerwartet Syrien zu dem Land geworden, in dem unser Pilgern am unmittelbarsten mit dem politischen und gesellschaftlichen Kampf um Gerechtigkeit in Berührung kam. Spirituelle Kompetenz mit gesellschaftspolitischem Engagement zu ver-

binden, ist keine leichte Aufgabe, wenn beide Bereiche je ernst genommen werden. Das Übungsfeld dazu wurde uns durch die äusseren Umstände in einem Mass aufgezwungen, wie wir es uns nicht selbst hätten geben können. Auch deshalb schaue ich nun aus sicherer Distanz dankbar auf die Tage in Syrien zurück.

In Amman schliesslich konnten wir den Advent in besonderer Erwartung verbringen, denn über den Berg Nebo, die Taufstelle des Johannes am Jordan und die Stadt Jericho werden wir nach Jerusalem hinaufziehen. Diesen heilsgeschichtlich höchst bedeutsamen Weg in die Stadt Gottes zusammen mit den gut vierzig Personen, die aus der Schweiz angereist sind, zu gehen und in der Heiligen Nacht den Weg nach Bethlehem unter die Füsse zu nehmen, ist eine besondere Freude. Wir feiern unseren Mitternachtsgottesdienst im Caritas-Baby-Hospital in Bethlehem, dem in der Kirche in der Schweiz jedes Jahr das Opfer der Weihnachtsnacht zugedacht ist. In den Tagen danach besuchen wir verschiedene Orte in Jerusalem, darunter auch Yad Vashem, die Shoa-Gedenkstätte, wo wir einen besonderen Halt im «Tal der Gemeinden» machen und jener von den Nazis zerstörten jüdischen Gemeinden gedenken, die einst an unserem Pilgerweg lagen.

Den Abschluss unserer Tage in Jerusalem bildet dann die Pilgerfriedenskonferenz, wo wir mit Vertretern jüdischen, christlichen und muslimischen Glaubens darüber nachdenken, wie die Pilgertraditionen der drei abrahamitischen Religionen für eine tiefere Verständigung untereinander und für Frieden und Gerechtigkeit fruchtbar gemacht werden können. Dazu sind auch die Verantwortlichen der heiligen Stätten der drei Religionen in Jerusalem eingeladen. So hoffen wir, dass unser Pilgern zu Fuss nach Jerusalem mit einem konkreten Beitrag zur Weihnachtsbotschaft zu einem guten Ende kommen wird: «Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden den Menschen seiner Gnade.»

Christian Rutishauser

Wir sind durch Syrien gegangen – Statement der vier Pilger vom 22. November

Nach gut zwei Wochen des Pilgerns durch das krisengeschüttelte Syrien sind wir in Jordanien angekommen und können wieder online kommunizieren. Die täglichen Aufzeichnungen dieser Periode sind zum Nachlesen im Blog aufgeschaltet. Zusammenfassend lässt sich sagen: Nachdem wir die syrische Grenze ohne nennenswerte Schwierigkeiten passiert hatten, folgten drei relativ ruhige Pilgertage in der herbstlichen Berglandschaft Latakias. Von Anfang an hatten wir uns jedoch an Kontrollen durch Polizei und Geheimdienst zu gewöhnen. Obwohl wir annehmen mussten, dass der Staat über unser Woher und Wohin informiert war, durften wir nicht sagen, wir seien nach Jerusalem unterwegs. Syrien befindet sich offiziell noch im Kriegszustand mit Israel – jeder Kontakt dorthin ist verboten.

In der Orontes-Ebene pilgerten wir durch Dörfer der regimetreuen Alewiten, waren jedoch nahe bei den Städten Hama und Homs, den Zentren des Aufstands gegen Bashir al-Assad. Druck und Spannung der verfeindeten Lager waren unmittelbar zu spüren; auch wurden wir bedroht. Die Beschattung durch Polizei und Geheimdienst, die uns hier buchstäblich auf Schritt und Tritt folgten, bedeutete für uns zugleich auch Schutz. Es galt, den Korridor zwischen den Fronten zu finden. Um die Stadt Homs zu umgehen, nahmen wir ein Taxi, das uns über die Ringautobahn brachte. Danach folgte uns einen ganzen Tag lang ein Auto der Staatssicherheit in einem Abstand von einigen hundert Metern. Kontakt mit der Bevölkerung wurde unterbunden, obwohl wir hier wie immer sehr freundlich begrüsst und auch zu Tee eingeladen wurden.

Einen Ruhetag verbrachten wir im Wüstenkloster Mar Musa, das von einem Jesuiten geleitet wird und ähnlich wie das Lassalle-Haus spirituelle Erneuerung und interreligiösen Dialog – hier mit dem Islam – als Schwerpunkt hat. Auch in den folgenden Tagen des Unterwegsseins Richtung Damaskus gingen wir von Kloster zu Kloster. Wir lernten dabei die syrische Kirche kennen, in deren lokalen Traditionen die Überwindung des antiken Heidentums durch das Frühchristentum heute noch spürbar ist. Zum politischen Konflikt hatten wir in dieser wunderbaren, bergigen Wüstenlandschaft etwas mehr Distanz, wenn auch die Spannung blieb.

Schliesslich pilgerten wir bis kurz vor Damaskus. Angesichts der für uns nicht ganz klaren Verhältnisse in den Vorstädten der Hauptstadt und in Anbetracht dessen, dass im Süden des Landes revoltierende und regimetreue Orte nah beieinander liegen, haben wir uns entschieden, nicht weiter zu Fuss zu gehen. Wir fuhren mit dem Bus zur Altstadt von Damaskus, besichtigten in Ruhe die Omayyaden-Moschee und die Paulus-Gedenkstätten und nahmen ein Taxi, um zur jordanischen Grenze zu gelangen. Der Grenzübertritt verlief gestern problemlos.

Wir danken allen, die in den letzten zwei Wochen geistig mit uns gegangen sind, und freuen uns, wenn Sie uns über den Blog weiter begleiten. Unsere Strecke in Jordanien ist nur noch kurz. Wir freuen uns, ab dem 17. Dezember von Amman aus mit allen, die aus der Schweiz, Deutschland oder Österreich anreisen, gegen Jerusalem hinaufzuziehen.

Mit einem herzlichen Gruss

Christian, Hildegard, Franz und Esther

AMTLICHER TEIL

ALLE BISTÜMER

Blick auf Bethlehem

Im letzten Dezember ist in Bethlehem die neue ambulante Klinik im Caritas Baby Hospital eröffnet worden. Es ist das einzige Kinderspital im Westjordanland, welches die Mütter der kleinen Patienten in die Pflege miteinbezieht. Im Kinderspital können mehr als 30 000 Babys und Kleinkinder pro Jahr gepflegt und betreut werden. Shifa Basem ist ein zwei Jahre altes Mädchen und wurde als erstes Kind in der neuen ambulanten Klinik aufgenommen. Schon bald konnte das Mädchen das Spital zusammen mit seinen glücklichen Eltern verlassen.

Kurt Kardinal Koch war bei der Zelebration der Heiligen Messe zur Eröffnung des Erweiterungsbaus anwesend. Auch Fouad Twal, der Patriarch von Jerusalem, sowie viele weitere kirchliche Persönlichkeiten feierten mit und drückten ihre Hoffnung und Freude aus. Kurt Kardinal Koch beschreibt das Spital als «Oase des Friedens, die immer frei bleiben möge, um den schutzlosesten Kindern zu helfen».

Über 16 000 Pilger, Besucherinnen und Besucher besichtigten 2010 das Kinderspital. Darunter befanden sich viele Schweizerinnen und Schweizer. Sie konnten sich vor Ort ein Bild über die sehr schwierige Situation im Heiligen Land machen. Darum ist es wichtig, dass das Caritas Baby Hospital eine Oase des Friedens für Familien und deren Kinder bleibt.

An Weihnachten gedenken wir der Geburt Christi. Als von Gott Beschenkte wollen wir auch an die Menschen denken, denen es nicht so gut geht wie uns, zum Beispiel an die kranken Babys und Kinder in Bethlehem, dem Geburtsort Jesu Christi.

«Wir sind da», betont Pfarrer Michael Schweiger, der Präsident der Kinderhilfe Bethlehem. Damit wir dieses Versprechen stets halten können, sind wir auf die Kollekten aller Schweizer Pfarreien angewiesen. Wir bitten Sie, auch dieses Jahr die Kollekte an allen Weihnachtstagen für die kranken Kinder im Caritas Baby Hospital aufzunehmen.

Für Ihre grosse Unterstützung danken wir Ihnen herzlich. Wir wünschen Ihnen und Ihren Angehörigen und Freunden ein segenreiches Weihnachtsfest und ein friedvolles neues Jahr.

Die Schweizer Bischöfe und Äbte

Aufruf der Schweizer Bischöfe für das Epiphanieopfer 2012

Risse in den Wänden, bröckelnde Stukkaturen und Schädlinge im Gebälk – um manche Kirche oder Kapelle ist es nicht gut bestellt. Deshalb setzt sich die IM, das schweizerische katholische Solidaritätswerk, seit bald 150 Jahren für den Kirchenerhalt in allen Landesteilen ein. Dabei betreibt sie nicht einfach Denkmalpflege. Vielmehr möchte die IM Kirchen und Kapellen als Orte der lebendigen Seelsorge bewahren. Denn auch in armen Pfarreien sollen die Menschen den Gottesdienst in würdigen Räumen feiern können. Zur Epiphanie 2012 sammelt die IM für Kirchenrenovierungsprojekte in Münster (VS), Bressaucourt (JU) und Castro-Acquarossa (TI). Die Schweizer Bischöfe empfehlen das Epiphanieopfer allen Katholikinnen und Katholiken und danken im Namen der drei Pfarreien ganz herzlich!

Die Schweizer Bischöfe und Äbte

BISTUM BASEL

Bischofsvikar für den Jura pastoral

Im Zusammenhang der Neuorganisation der Diözesankurie, die seit 2010 vorbereitet wird, überdachte Bischof Felix Gmür auch die Stellung seines Vertreters im Jura pastoral. Bei der Errichtung der drei Bistumsregionen (St. Urs, St. Verena, St. Viktor) legte man Wert darauf, dass jeweils ein Bischofsvikar die Region leitet. Für den Jura pastoral ernannte Bischof Kurt Koch einen Bischöflichen Delegierten mit den für seine Aufgabe notwendigen rechtlichen Kompetenzen. Seit 2004 hat sich diese Regionalisierung gut eingespielt und bewährt.

In seinen Überlegungen kam Bischof Felix Gmür nun zum Schluss, dass die Aufgaben und Kompetenzen, die er dem Bischöflichen Delegierten für den Jura pastoral überträgt, denjenigen eines Bischofsvikars entsprechen. Nach Beratungen mit dem Bischofsvikar für die Bistumsregion St. Verena, mit dem Bischöflichen Delegierten für den Jura pastoral, der Regionalverantwortlichen und dem Generalvikar, nach Anhörung des Bischofsrats und nach einem Gespräch mit den Präsidien der kantonalen staatskirchenrechtlichen Körperschaften in der Bistumsregion St. Verena ernennt Bischof Felix Gmür auf den 1. Januar 2012 den derzeitigen Bischöflichen Delegierten, Abbé *Jean Jacques Theurillat*, zum Bischofsvikar für den Jura pastoral.

Die Bistumsregion St. Verena bleibt weiterhin ein Bischofsvikariat. Der Diözesanbischof übergibt dem Bischofsvikar in Biel, Dompropst Arno Stadelmann, die Verantwortung dafür, diese Einheit zu wahren.

Auf Grund der sprachlichen, pastoralen und kulturellen Unterschiede setzt sich das Leitungsteam der Bistumsregion St. Verena nun zusammen aus einem Bischofsvikar für den Jura pastoral und einem für den deutschsprachigen Teil dieser Bistumsregion sowie der Regionalverantwortlichen. Die erwähnte Anpassung des Organisationsstatuts für das Bistum Basel wird im Verlaufe des Jahres 2012 mit der Inkraftsetzung der Neuorganisation der Diözesankurie erfolgen.

21. Dezember 2011

Generalvikar *Markus Thürig*

BISTUM ST. GALLEN

Frohe Weihnachten und ein gutes neues Jahr

Bischof Markus Büchel, die Mitglieder der Bistumsleitung und die Mitarbeitenden Bischöfliche Kanzlei wünschen allen ein frohes, gesegnetes Weihnachtsfest und ein glückliches neues Jahr 2012. Die Bischöfliche Kanzlei ist vom 27. Dezember bis zum 30. Dezember zu den üblichen Bürozeiten offen. Am Montag, 2. Januar, bleiben die Büros geschlossen.

Freiwilliger Bildungsurlaub 2013

Priester, Diakone, Pastoralassistentinnen und Pastoralassistenten sowie hauptamtliche Katechetinnen und Katecheten, die 2013 Anrecht auf freiwilligen Bildungsurlaub haben und daran interessiert sind, den freiwilligen Bildungsurlaub zu beziehen, melden sich bitte bis Ende Januar 2012 bei Franz Kreissl, Leiter Amt für Pastoral und Bildung, Klosterhof 6b, 9001 St. Gallen, E-Mail kreissl@bistum-stgallen.ch.

Wer seit dem Arbeitsbeginn oder seit dem letzten freiwilligen Bildungsurlaub acht Jahre im Bistum St. Gallen gearbeitet hat, hat Anrecht auf zwei Monate. Wer seit dem Arbeitsbeginn oder seit dem letzten freiwilligen Bildungsurlaub zwölf Jahre im Bistum St. Gallen gearbeitet hat, hat Anrecht auf drei Monate Bildungsurlaub. Genaueres finden Sie im Ordner «Hilfen – Regelungen – Weisungen» unter der Nummer 5.2.1.1.3. Bei Fragen wenden Sie sich bitte ebenfalls an Franz Kreissl.

Im Herrn verschieden
Pfarrer i. R. Dr. Johann Manser

«Von guten Mächten wunderbar geborgen erwarten wir getrost, was kommen mag, Gott ist bei uns am Abend und am Morgen und ganz bestimmt an jedem neuen Tag» (Dietrich Bonhoeffer). Am vergangenen Dienstag, 13. Dezember, ist im Notkerianum St. Gallen Johann Manser, Pfarrer i. R., geboren am 19. Mai 1923 in Mörschwil, verstorben. Er studierte Theologie in Fribourg, wurde am 2. April 1949 in St. Gallen zum Priester geweiht und feierte seine Primiz am 18. April 1949 in St. Maria-Neudorf, St. Gallen. Nach einem zusätzlichen Kirchenrechtsstudium in Rom erwarb er 1954 den Doktorhut und wirkte danach als Kaplan in Kaltbrunn, als Pfarrer in Thal und von November 1971 bis Ende 1996 als Pfarrer in Quarten. Die Zeit im Ruhestand verbrachte er in Quarten und ab Mai 2010 im Pflegeheim Notkerianum, St. Gallen.

Der Trauergottesdienst wurde am Mittwoch, 21. Dezember, in der Pfarrkirche Mörschwil gefeiert, anschliessend fand Johann Manser seine letzte irdische Ruhestätte auf dem Friedhof seiner Heimatgemeinde.

BISTUM SITTEN

Im Herrn verschieden
Pfarrer Christopher Asuzo, Ernen

Überraschend erreichte uns am 7. Dezember 2011 die Nachricht vom Tod unseres Mitbruders Christopher Asuzo, Pfarradministrator von Binn, Ernen und Lax. Christopher Asuzo war seit Mitte Oktober in ärztlicher Behandlung im Landeskrankenhaus von Innsbruck.

Christopher Asuzo wurde am 26. Januar 1973 in Nigeria geboren. Er besuchte die Primarschule und das Gymnasium in Nigeria und trat dann in das Priesterseminar seines Bistums Okigwe ein. 1998 kam er nach Innsbruck, wo er an der Universität weitere theologische und philosophische Studien absolvierte. Diese Studien schloss er 2007 mit dem Titel eines Magisters der Philosophie und 2008 mit einem Doktorat in Theologie ab. Dazwischen wurde er am 30. August 2002 in Nigeria zum Priester für das Bistum Okigwe geweiht. Im Herbst 2008 kam er schliesslich ins Bistum Sitten und übernahm nach einer Einführungszeit in den Pfarreien Bürchen und Unterbäch die Seelsorge in den Pfarreien Binn, Ernen und Lax. Gott schenke ihm die ewige Ruhe und vergelte ihm, was er seinen Mitmenschen an Gutem getan hat.

Sitten, 13. Dezember 2011

Richard Lehner, Generalvikar

ORDEN UND KONGREGATIONEN

Im Herrn verschieden
P. Hans Kilchmann SMB, Zimbabwe

Hans Kilchmann, Mitglied der Missionsgesellschaft Bethlehem, ist am 3. Dezember 2011 im Pflegeheim der Gemeinschaft auf der Driefontein Station in Zimbabwe gestorben und wurde am 6. Dezember dort begraben. Hans Kilchmann wurde am 3. Oktober 1926 geboren und wuchs in Ettiswil (LU) auf. Nach dem Besuch des Gymnasium in Immensee schloss er sich 1947 der Missionsgesellschaft an und empfing 1953 die Priesterweihe. Nach Erwerb des Lehramtspatentes in London reiste er 1955 in das damalige Süd-Rhodesien (Zimbabwe) aus. In den folgenden Jahren wirkte er auf verschiedenen Missionsstationen der Diözese Gweru, bis ihn der Bischof 1962 als Diözesanverwalter ans Bischofshaus berief, eine verantwortungsvolle Aufgabe, die er während zehn Jahren gewissenhaft ausübte. Von 1968 bis 1972 war er zusätzlich Generalvikar der Diözese. In den schwierigen Jahren des Unabhängigkeitskrieges leitete er mit grossem Geschick die Silveira-Mission. Nach weiteren Jahren auf seelsorgerlichen Posten begab er sich 2002 in den Ruhestand nach Gweru, wo er weiterhin Aushilfsdienste leistete. In der Missionsgesellschaft war er lange Jahre Mitglied des Regionalrates und nahm 1981 als Delegierter am Generalkapitel teil. Gesundheitliche Probleme zwangen ihn zu verschiedenen Aufenthalten in der Schweiz, aber jedes Mal zog es ihn zurück in sein Wirkungsland.

Portal kath.ch

Das Internetportal der Schweizer Katholiken/ Katholikinnen

Gratisinserat

BÜCHER

Glaube bedenken

Klaus Müller: Dem Glauben nachdenken. Eine kritische Annäherung ans Christsein in zehn Kapiteln. (Aschendorff Buchverlag) Münster 2010, 282 S.

Der in Münster (Westfalen) lehrende Spezialist für Philosophie und Theologie nimmt die Fragestellung seiner früher erschienen drei Bände «Glauben – Fragen – Denken» auf und gibt hier eine Art Kompendium davon. Wie die meisten seiner Veröffentlichungen zeugt auch diese von «eine[r] Andacht des Denkens (…), die darin besteht, den Fragen nicht auszuweichen, die sich an den Grenzen der Vernunft stellen» (S. 9). «Andacht» vermitteln die zehn Kapitel, weil sie zunächst zum Teil als Predigten gehalten wurden. Im besten Sinne «frommes Denken» spricht aus jenen Texten, die einen Gang durch die Hauptthemen der Bibel geben (Kapitel 1), das Glaubensbekenntnis durchgehen (K. 2), über Glauben und Denken reflektieren (K. 3), Überlegungen zur Kirche von morgen anstellen (K. 6), die Wichtigkeit, von Gott und Mensch als Subjekt zu sprechen, betonen (K. 8). Persönlich habe ich sehr viel von Kapitel 7 profitiert, weil dort klar und verständlich die Diskursethik erörtert wird. Dankbar wären wohl viele, wenn das grundlegende Anliegen des Autors und des Buches, nämlich die Bedeutung der Philosophie für die Theologie aufzuzeigen, etwas verständlicher dargelegt würde sowie die Fachsprache Kants oder der deutschen Idealisten in den Kapiteln 9 und 10 durch umschreibende oder illustrierende Aussagen nähergebracht würden. Das Kapitel 7 zeigt, dass der Autor für solche Vermittlungsarbeit ein gutes Gespür hat. Das Buch beeindruckt ebenso durch die Vielfalt der Themen, die breite Information, die aus Fachwissen, Literatur (auch Belletristik) und dem Gespür für Interessen und Fragen heutiger Menschen stammt, wie durch das «feu sacré», sich dem Geheimnis Gottes denkerisch anzunähern. Wie gesagt, darf man hoffen, dass es dem Autor gelingt, die explizit philosophische Annäherung an dieses Geheimnis in weiteren Publikationen noch etwas leserfreundlicher zu gestalten. *Alois Kurmann*

Glaube erleben

Al Imfeld: Wie die Arche Noah auf den Napf kam. Kindheitsgeschichten aus dem Luzerner Hinterland. Hrsg. von Lotta Sutter. (Rotpunktverlag) Zürich 2011, 157 S.

Der bekannte Entwicklungsexperte Al Imfeld, der selbst eine abenteuerliche Lebensgeschichte aufweist, legt mit seinen «Kindheitsgeschichten» ein Buch vor, das eindrückliche und z. T. sehr berührende Einblicke in die früheren kirchlichen und kirchenpolitischen Traditionen der 1930er- und 1940er-Jahre im Luzerner Hinterland gibt. Vieles davon ist endgültig Vergangenheit, so das Wirken der Kapuziner, das Rosenkranzgebet in der Familie, die damalige «Pfarrherrlichkeit» usw.: lesenswert und unterhaltsam! *Urban Fink-Wagner*

Benz'sche Stiftung, Frick

Auf unserer Liegenschaft mit grossem Umschwung an der Maria-Theresia-Gasse 3 im Zentrum von Frick haben wir **zu vermieten**

ab Herbst 2012:

3 Mehrzweckräume

total 120 m² mit 2 WCs,
zurzeit als Kindergarten genutzt, im Anbau des Hauptgebäudes,

ab sofort:

6-Zimmer-Wohnung

im 1. und 2. Geschoss im Hauptgebäude

Im Erdgeschoss des Hauptgebäudes führen wir zusammen mit dem Schweizerischen Roten Kreuz an fünf Wochentagen eine Tagesstätte für pflegebedürftige ältere Menschen aus der Umgebung zur Entlastung ihrer Angehörigen.

Wir möchten unsere freien Räume wieder einer kirchlichen Gemeinschaft oder sozialen, karitativ-tätigen Organisation vermieten.

Für weitere Auskünfte oder eine Besichtigung können sich Interessierte bis 31. Januar 2012 bei Viktor Müller über Telefon 062 871 16 23 oder E-Mail (viktor.mueller.frick@gmail.com) melden.

Die Anbetung der Könige (Härkeberga, Schweden), gemalt von Albertus Pictor, dem im 15. Jahrhundert aktivsten Maler in Schweden (Foto: Sibylle Hardegger).

Die nächste SKZ-Ausgabe (Nr. 1–2/2012) erscheint am Donnerstag, 12. Januar 2012.

★★★

Wir wünschen unseren Leserinnen und Lesern sowie unseren Inserenten ein gesegnetes Weihnachtsfest und ein erfolgreiches und glückliches neues Jahr.

Redaktion und Verlag

IM – Schweizerisches katholisches Solidaritätswerk **www.im-solidaritaet.ch**

Solidarität mit bedürftigen Katholiken

Berücksichtigen Sie die IM in Ihrem Testament.
Broschüre bestellen: Tel. 041 710 15 01, info@im-solidaritaet.ch

LIENERT KERZEN EINSIEDELN
Tel. 055 / 412 23 81
Fax 055 / 412 88 14
LIENERT KERZEN

Mein eigenes Exemplar
skzabo@lzfachverlag.ch

Autorinnen und Autoren dieser Nummer

Dr. *Winfried Bader*
Leopoldweg 1d, 6210 Sursee
winfried.bader@pfarrei-sursee.ch

Dieter Bauer
Bibelpastorale Arbeitsstelle
Bederstrasse 76, 8002 Zürich
dieter.bauer@bibelwerk.ch

Prof. Dr. *Barbara Hallensleben*
Av. de l'Europe 20, 1700 Freiburg
Barbara.Hallensleben@unifr.ch

Sibylle Hardegger
Newmaninstitutet, Slottsgränd 6, 75309 Uppsala, Schweden
sibyllehardegger@gmx.ch

P. Dr. *Alois Kurmann* OSB
Kloster, 8840 Einsiedeln
al.kurmann@bluewin.ch

Dr. *Bernhard Müller-Hülsebusch*
via G. Donizetti 9, I-00198 Roma
b.hulse@tiscali.it

Dr. *Hans A. Rapp*
Bahnhofstr. 13, A-6800 Feldkirch
hans.rapp@kath-kirche-vorarlberg.at

P. Dr. *Christian* Rutishauser SJ
Bad Schönbrunn, 6313 Edlibach
christian.rutishauser@lassalle-haus.org

Peter Zürn, dipl. theol. et dipl. päd.
Bibelpastorale Arbeitsstelle
Bederstrasse 76, 8002 Zürich
peter.zuern@bibelwerk.ch

Schweizerische Kirchenzeitung
Fachzeitschrift für Theologie und Seelsorge / Amtliches Organ der Bistümer Basel, Chur, St. Gallen, Lausanne-Genf-Freiburg und Sitten-Mit Kipa-Woche:
Redaktion Kipa, 8027 Zürich

Redaktion
Maihofstrasse 76, PF, 6002 Luzern
Telefon 041 429 53 27
E-Mail skzredaktion@lzmedien.ch
www.kirchenzeitung.ch

Redaktionsleiter
Dr. *Urban Fink-Wagner* EMBA

Stellen-Inserate
Telefon 041 767 79 03
E-Mail skzinserate@lzfachverlag.ch

Kommerzielle Inserate
Telefon 041 370 38 83
E-Mail hj.ottenbacher@gmx.net

Abonnemente
Telefon 041 767 79 10
E-Mail skzabo@lzfachverlag.ch

Abonnementspreise
Jährlich Schweiz: Fr. 153.–
Ausland zuzüglich Versandkosten
Studentenabo Schweiz: Fr. 89.–

Redaktionsschluss und Schluss der Inseratenannahme: Freitag der Vorwoche, 12.00 Uhr. Das vollständige Impressum ist in der SKZ-Ausgabe Nr. 49/2011, S. 798, abgedruckt.

AZA 6002 LUZERN

SKZ 51–52 22. 12. 2011